

Zur Biographie

Nikolaus Lenau's

Von

Ludwig August Frankl

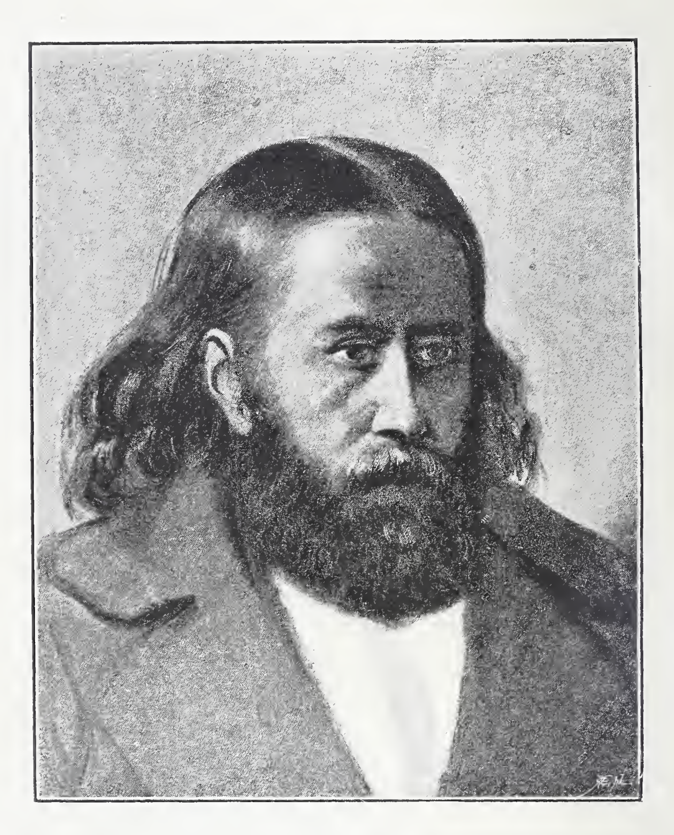
Mit Porträt



Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag
1885



Nikolaus Lenau.



Nikolaus Lenau.

Zur Biographie

Nikolaus Lenau's.

Von

Ludwig August Frankl.

Zweite vermehrte Auflage, mit dem Porträt des Dichters.



Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1885.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

RBR Jantz #1533

Inhalt.



Vorwort.

Die vorliegenden Blätter sind bald nach dem Tode Franz Nikolaus Niembsch's Edlen v. Strehlenau, der, wie bekannt, sich als Dichter Lenau nannte, erschienen. Seine beiden Biographen: Franz Xaver Schurz, der Schwager des Hingeschiedenen, und sein lorbeerbekränzter Genosse Anastasius Grün, haben meine Mittheilungen als eine »reich fließende Quelle« theilweise benützt und sie als solche dankbar bezeichnet. Andere, die aus ihr schöpften, thaten dies nicht und haben Vieles aus meinem Buche »wörtlich nachempfunden«.

Es ist dies, wo diese Blätter eine zweite Auflage erleben, zu bemerken nothwendig, weil es sonst den Verdacht wecken könnte, als ob ich meine anonymen Plagiatoren geplündert hätte!

Die erste Auflage ist längst vergriffen und kaum mehr antiquarisch aufzufinden, daher wiederholt Anfragen an mich gelangen, wo das Buch zu haben wäre.

Ich komme der Nachfrage gerne entgegen, umsomehr, als sich bei mir später noch manche interessante Thatsache, noch manches psychologisch merkwürdige Detail angesammelt hat, das diese neue Auflage stark vermehrt und so die grundlegende Biographie von Franz X. Schurz und die genial abgefaßte Anastasius Grün's zu ergänzen und noch zu bereichern im Stande ist.

Vor Allem verweise ich auf die mir für diese Auflage von einer dem Dichter nahe gestandenen Dame mitgetheilten dreizehn bisher ungedruckten Briefe; zugleich auf ein ebenfalls bis nun unbekanntes Gedicht, das den Dichter von einer völlig neuen Seite kennen lehrt. Es ist ein Gelegenheitsgedicht, das den tief ernsten Sänger der Melancholie in liebenswürdigster humoristischer Stimmung erscheinen läßt. Es ist das einzige, das er noch außer dem scherzhaften Gedichte »An den Ischler Himmel« in der nur ihm eigenen meisterhaften Formvollendung niedergeschrieben hat.

Zwei, ebenfalls bis jetzt ungedruckte Briefe von Justinus Kerner, die derselbe nach Erscheinen meines Buches, theils berichtigend, theils ergänzend, an mich gerichtet hat, schließen dieses Buch und schmücken es als interessante Reliquie des phantasievollen Sehers und Dichters von Weinsberg.

Mögen diese »Erinnerungen« an einen der edelsten deutsch-österreichischen Dichter und Lebens-Märtyrer, die einen Abschnitt meiner eigenen Lebensbeschreibung, mit der ich beschäftigt bin, bilden, eine gleich freundliche Theilnahme wachrufen, wie sie meinen verwandten Publicationen über Ferdinand Raimund, Jos. Emanuel Hilscher, Friedrich Hebbel und Franz Grillparzer vom Publicum und von der Kritik zu Theil geworden ist.

F.

Einleitung.

Die Deutschen werden nicht müde, die Lebensbeschreibungen der Heroen ihrer Literatur immer wieder zu bereichern; indem sie schon halbverwehte Lebensspuren suchen, fast verschüttete Quellen wieder fließen machen und nicht allein die Entstehungsgeschichte, die Beziehung der kleinsten Xenie, vielmehr noch das Persönlichste, die rein menschlichen, geheimsten Verhältnisse unserer Dichter mittheilen. Diese fast rührende Pietät bringt aber unseren Heroen Nachtheil: sie können nicht mythisch werden. Die Nachwelt wird sie vielmehr und genauer kennen als ihre Zeitgenossen, denen manches Menschliche, manche Beziehung verborgen blieb, welche die Nachlebenden bloßlegen und erfahren dürfen. Die meisten der ewigen Dichter haben, man könnte sagen durch ein günstiges Geschick, sich der vollen grellen Beleuchtung entzogen, und das Halbdunkel ist es eben, aus dem Heroen plastischer hervortreten: Homer und Firdussi, Aischylos und Shakespeare, Kalidasa und Klingsor, Hesiod und Ofterdingen.

Wenn ich bei dieser Anschauung mich dennoch selbst dabei finde, die Gestalt eines der deutschen Nation theuer gewordenen Dichters zu zeichnen, neben vielen wichtigen manche nicht sehr bedeutende Züge, bequemes Sichgehenlassen, Menschlichkeiten zu erzählen und die Bildung einer mythischen Atmosphäre so zu sagen unmöglich zu machen; so leitet mich dabei ein anderer Gedanke: Nikolaus Lenau ist der Welt nicht allein durch seinen Genius, er ist ihr auch durch sein grauenvolles Sterben schmerzlich theuer geworden.

Wie dem Hellenen der blitzgetroffene Baum und der von Wahnsinn umnachtete Mensch heilig waren, so bleibt er eine Gestalt, der man stets mit weihevoller und auch scheuer Bewunderung sich nähern wird. Bei dieser lebhaften Theilnahme nun für das Unglück des Dichters schien es mir, abgesehen von jeder anderen Absicht, eine Pflicht, das, was ich über die Entstehungsgeschichte des Uebels weiß, wenigstens anzudeuten; beschäftigt sich doch die Wissenschaft mit dem Leben selbst sonst unbedeutender Menschen, wenn es gilt, den Spuren ihrer geistigen Zerrüttung nachzuforschen. Ich beschränke mich darauf, zumeist Selbsterlebtes zu erzählen, ohne die interessanten Mittheilungen, die mir von Joh. Gabriel Seidl, Constant. v. Wurzbach, Leop. Kompert, Eugen Obermayer gemacht wurden, gänzlich auszuschließen. —

Ich besuchte in der Stadt, in der Savonarola in Flammen aufging, die Mosaikfabrik, wo aus Halbedelsteinen die kunstvollsten Blumen, Bauwerke und Gestalten in Marmorplatten eingelegt werden. Ich sah lange vielen hundert Arbeitern zu, wie sie die einzulegenden, mannigfach gefärbten Edelsteinstücke von größeren und kleinsten Flächen schnitten, stumpfe und spitze Stifte, sogar Splitter feilten und dem Künstler, der die Gemälde formen sollte, zurecht legten. Er wählte aus all' dem bunten Krame, je nachdem es das zu formende Bild erheischte, die einzelnen Stücke, um da ein Licht, dort einen Schatten plastisch zu malen, und dabei kamen ihm oft die kleinsten Steinfragmente am meisten zu statten, während er größere bei Seite legen mußte.

Den Biographen Lenau's sind meine Mittheilungen zu statten gekommen.

Im silbernen Kaffeehause.

Im Jahre 1832 kam uns in Wien der erste Band Gedichte von Nikolaus Lenau zu. Die Vollendung der Form, die neuen, aus frischer Naturanschauung entsprungenen Bilder, die süße Schwermuth brachten einen tiefen Eindruck hervor, und mahnten — mit Ausnahme des skeptischen Elementes — diese Gedichte an die wehmüthigen Harfenaccorde, welche der zarteste deutsche Sänger des Frühlings und der Wehmuth: Hölty, hatte erzittern lassen. Die späteren Griffe Lenau's in die Saiten waren kühner, erschütternder, und als seine Liebe zu finsterer Einsamkeit, seine mystische Sehnsucht, »dem Weltgeheimniß in den Schlund zu schauen«, immer mehr hervorbrachen, glich er mehr Byron als Hölty, ohne die weltverachtende Erhabenheit, ohne die großartige Künstlerschaft des Briten zu erreichen, ihm aber ebenbürtig an Geist. Byron, wenn ihn das Leben am schmerzlichsten ergriffen hat, flüchtet zu den schauerlichen Schönheiten der Natur, sie besänftigen, sie beruhigen ihn; Lenau empfängt von ihnen erst die herbsten Schmerzen. Byron sieht den Frühling blühen und die Sonne leuchten, so schön als gäbe es keine Gräber auf Erden! Lenau sagte dasselbe, aber er möchte wissen, warum dem so ist? er greift wie ein Kind, das sich mit der Erscheinung im Spiegel nicht begnügt, hinter denselben und will sie körperlich fassen. Alle Dämonen, endlich auch die Religion sollen ihm Aufschluß geben, die Manfred-Byron schon sterbend noch von sich weist. Lenau's dichterische Seele ist die Schwester des Byron-schen Geistes. Ein feinfühlender und vergleichender Kritiker wird die Aufgabe haben, den Einfluß Byron's auf Lenau darzustellen. Andeutungsweise sei hier die erste Scene in »Faust« und die Manfred's mit dem

Gemsenjäger erwähnt und aus dem lyrischen Theile auf das Gedicht: »An mein Vaterland« und an das Abschiedslied »Child Harolds« hingewiesen. Das Gleichniß vom wilden Thiere, das einsam in den Wald sterben geht, um durch seinen Tod den Lebenden nicht lästig zu werden, haben beide Dichter gleich glücklich angewendet u. dgl. m.

Die Gedichte Lenau's, als sie zuerst nach Wien kamen, fanden wenig Verbreitung, und selbst unter Denen, die in den literarischen Kreisen eine Geltung zu haben meinten, gewannen sie, wie jedes Neue, nur langsame Würdigung. Ich erinnere mich, daß ein damals in Wiener Journalen genannter Lyriker, Novellist und Kritiker, der nunmehr verschollene Emanuel Straube, ganz tapfer äußerte: »Ich weiß nicht, was man mit diesen Gedichten für Aufhebens macht; ich möchte meinen Namen nicht auf das Buch setzen.« Während die deutsche Kritik die modernen Dioskuren österreichischer Lyrik freudig begrüßte, wurden doch nur die Lieder des Spaziergängers rasch populär in Oesterreich; Lenau's Gedichte blieben anfangs den Dichtern und Literaten, nur wenigen Eingeweihten und Freunden der Kunst bekannt. Erst das persönliche Erscheinen Lenau's in Wien weckte ein größeres Interesse für ihn, wozu die Kunde, der Dichter habe, unzufrieden mit der alten Welt, jenseits des atlantischen Oceans im Urwalde das Glück und das Leben: »das scheue Wild« aufgesucht, nicht wenig beitrug. Damals hatten wenige Menschen in Oesterreich noch die Fahrt gewagt, die zu jener Zeit noch einen abenteuerlichen Schimmer um Atlantisfahrer verbreitete.

Ich sah Lenau im Herbst 1834 zum ersten Male in Wien im »silbernen Kaffeehause«. Er saß einsam in einer Fensternische, nur von Wenigen gekannt.

Friedrich Witthauer, der Redacteur der damals besten Wiener Zeitschrift, der Lenau vor der Reise nach Amerika im Englischen unterrichtete, von seiner poetischen Begabung aber damals keine Ahnung hatte, machte ihn mit den Anderen bald persönlich bekannt.

Da das silberne Kaffeehaus der Schauplatz ist, wo wir den Dichter oft sehen und sprechen werden, so muß ich dasselbe in flüchtigstem Umrisse zeichnen:

Im ersten Stockwerke eines Hauses in der Plankengasse befand sich des seligen Hrn. Neuner Kaffeehaus; zwei geräumige Zimmer, das erste den Billard-, das zweite den Schachspielern gewidmet, waren gastlich aufgethan. Hier versammelten sich nach Tische regelmäßig die Schriftsteller Wiens: Grillparzer und Deinhardstein sahen, ohne selbst sich zu betheiligen, den Schachspielern zu. Bauernfeld spielte Karten. Seltenere Gäste im anstoßenden, nur durch ein Spiegelglas getrennten Damenzimmer waren Christian Zedlitz und Joh. Bolza. Ferdinand Raimund, Dräxler-Manfred, Joh. Nep. Vogl, Friedr. Witthauer, Braun v. Braunthal, Christ. Wilh. Huber und Lenau waren die trefflichsten Billardspieler, namentlich war Lenau kühn, elegant, kräftig; die Aengstlichkeit der Anderen, einen Ball richtig zu treffen, war ihm fremd und langweilig. Ernst v. Feuchtersleben, Eduard Silesius, Dr. Carl Hock, Gustav v. Franck, P. Kaltenbaeck, Heinr. v. Levitschnigg, Max Löwenthal, Ferd. Wolf, L. A. Frankl, J. F. Castelli, Fr. Fitzinger, Ant. Schurz, v. Karajan, Ant. Kasper, Em. Straube, Fr. Stelzhamer, Alex. Baumann, Uffo Horn, And. Schumacher, Franz v. Schober, Jos. Ferd. Weigl, Franz Wiest, J. J. v. Littrow, Dr. Görgen, Ludw. Löwe, die Musiker Jos. Fischhof, A. J. Becher, Otto Nikolai, Carl Evers, Hauser, Aug. Schmid, die Maler: Fr. v. Schwind, Jos. Danhauser und viele

Andere saßen der Spiegelwand entlang, oder in den Fensternischen an kleinen Tischen, tranken geduldig den wenig süßen, schwachen, schwarzen Kaffee und rauchten aus irdenen, sogenannten Kölner Pfeifen mit langem Rohr, dem ein Federkiel eingebohrt war. Lenau rühmte oft seinen Kanaster, den er aus Amerika mitgebracht hatte, und pflegte nur selten und nur einem, der es zu würdigen wußte, mit bedeutungsvoller Miene ein Bischen von dem »kostbaren Kraute« mitzutheilen. Lenau Karnophilos sang auch:

»Mein Pfeichen traut, mir ist dein Rauch
Voll duftender Narkose,
Noch lieber als der süße Hauch
Der aufgeblühten Rose.«

Der Liebe des Dichters zur Tabakpfeife verdanken wir eine großartige Anschauung, nach der er den Schädel, der auf seiner Commode stand, seinen Kameraden nennt:

»Die Schädelpfeif' hat auch geraucht,
Als drin das Leben brannte,
Als noch der Raucher drein gehaucht,
Der große Unbekannte.
Einst Wolken blies der alte Pan
Aus diesem Knochenscherben;
Nun hat er's Pfeiflein abgethan,
Die Menschen nennen's sterben.«

Die schwarzen Nomaden seines Vaterlandes lehrten ebenfalls den Dichter auf der Pußta:

»Wie man das Leben verraucht.«

Nachdem der Kaffee im silbernen Kaffeehause den Schriftstellern denn doch nicht mehr munden wollte, dachten sie an Auswanderung, und als einer der Empörer die kecke Frage aufwarf: Warum man denn gerade im silbernen Kaffeehause sich versammeln müsse? ant-

wortete Ferdinand Raimund: »Weil es dem Pegasus selten so gut wird, wie hier, aus silbernen Geschirren gefüttert zu werden, und selten dem Dichter, an einen Haken seinen Hut hängen zu können, dessen Silberwerth zehn Castorhüte, geschweige den eines armen deutschen Poeten überwiegt«. Der Marqueur, der unter fremdem Namen auch Verse in Zeitschriften drucken ließ — Andreas hieß er — der das Gespräch mit anhörte, rettete seinem Herrn die Gäste durch einen witzigen Einfall: »Meine Herren! Sie werden dieses Kaffeehaus nicht verlassen, da Sie von hier aus die Aussicht auf einen Lorbeerkranz haben.« Gegenüber nämlich war ein Hutmacherladen, das einen Lorbeerkranz als Aushängeschild führte.

Gäste aus der Ferne vermehrten oft die in Gruppen sich unterhaltenden Freunde und Bekannten, Anastasius Grün, Alexander Graf v. Württemberg, Michael v. Enk, Eduard Duller, Carl v. Holtei, Gottfried v. Leitner, Dr. Theol. Martensen, nachmals Bischof in Dänemark, die Dichter Böttiger und Hagberg aus Schweden und Andere, welche dem damaligen Wiener Dichterkreise näher treten wollten, versammelten sich da zwischen der Essens- und der Theaterzeit.

So war das silberne Kaffeehaus der literarische Sammelpunkt Wiens. Hier wurde der Werth jedes Talentes bestimmt, der Druck manchen poetischen Productes vermittelt oder vereitelt. Hier prophezeite die Kritik aus schwarzem Kaffeesatze den künftigen Ruhm, und manche gemachte Celebrität ging wie Rauch der langen Tabakspfeifen auf. Theater- und Musikzustände, die zwei Pole der Oeffentlichkeit im damaligen völlig unpolitischen »Capua der Geister«, wurden auch hier lebhaft besprochen. Es waren aber, wenn auch seltener, zuweilen ganz ernste Gedanken, die durch den Kreis zogen, wenn

auch leiser gesprochen. Der Druck, den die Censur übte, konnte nicht unberührt bleiben, die Hoffnungen auf eine andere Zeit wurden weit, weit hinausgeschoben, und es herrschte oft Tage lang eine trübe, bittere Stimmung, bis sie wieder eine heitere übertönte. Es gab da des Scherzes, des Humors, der Satyre manche fröhliche Stunde, und wer die Schriftsteller Wiens in behaglicher Mittheilung, in selbstzufriedener Bequemlichkeit, die Stürmer des Musenberges in gemüthlicher Ruhe kennen lernen wollte, er mußte das silberne Kaffeehaus besuchen. Hundert charakteristische Aeußerungen, interessante Züge sind, neben gewiß so vielen untergegangenen, noch in Erinnerung.

Lenau's Gestalt war kurz und stämmig; sein Gang fast träge, das Haupt vorüber gebeugt, als ob er auf der Erde etwas suche. Sein Haupt war edel geformt, die hohe weiße Stirne breit, von nicht zu reichem braunem Haare glatt umgeben, auf dieser konnte sich in erregtem Momente die Zornader plötzlich herabschlängeln; zumeist aber, wenn er irgend einen Gedanken von tieferer Anschauung, von intensiver Bedeutung aussprechen wollte, formte sich zwischen den zusammengezogenen Augenbrauen eine Falte, er verewigte sie an der Stirne seines Mephistopheles:

»Betrachtet diese Stirnenfalte,
Da diese finstre, tiefe, kalte.
Einst kam ein Mathematikus,
Ein scharfer Ritter Minusplus
Und nannte diesen Faltenstrich
Das Minuszeichen alles Guten,
Vom Kreuze Plus das Gegentheil,
Wobei er dacht' an's Christenheil.«

Jener Zornesader begegnen wir ebenfalls in des Dichters »Faust«.

»Sein Blut aufkochend zu Gesichte steigt,
Aus seinen schwarzen Stirnenlocken droht
Die hochgeschwellte Zornesader Tod,
Wie eine Schlange droht aus dunklem Strauch.«

Und sich selbst wiederholend und zeichnend im Gedichte: »das Gewitter«.

»Der Himmel donnert seinen Hader;
Auf seiner dunklen Stirne glüht
Der Blitz hervor, die Zornesader.«

Sein Auge war braun, groß, im bewegten Augenblicke voll geheimnißvoller Gluth, dann ruhte es wieder schwer und weich auf dem, mit dem er eben über wichtige Fragen des Lebens und der Kunst sprach. Der etwas breite, mehr sinnlich als edel geformte Mund war von Bart überschattet, das Kinn mußte stets »glatt wie Sammt« sein. Die fast schroff sich absenkende Nase war edel geformt, im Ganzen der magyarische Typus zu erkennen. Die Kleidung war eine stets einfache und sehr reinliche.

Lenau war es kein Bedürfniß zu reden, wie dies bei Menschen, die Geist besitzen und in irgend eine Kunstform ihre Gedanken gießen können, oft der Fall ist. Angeregt durch einen ihn tiefer interessirenden Gegenstand, sprach er oft lange und dann mächtige Gedanken in frappanten Bildern, in origineller scharf zeichnender Form langsam und klar aus. Er liebte Pausen, wenn er Gedanken entwickelte; dann blies er Tabakwolken von den Lippen, ehevor er wieder begann, und begleitete seine Worte mit absonderlichem Auf- und Zusammenziehen der Brauen, mit rollenden Augen, als wollte er die Wichtigkeit dessen, was er sagte, mimisch anschaulich machen. Man nennt im gewöhnlichen Leben diese Weise »Gesichter schneiden«. Er verstand dieses vortrefflich; doch reizte es bei ihm nie zum Lachen, seine Gedanken fielen dabei oft hart wie Schollen

auf einen Sarg, oder tönten wie Orakelsprüche, oder leuchteten als logische Blitze. Er sprach rein deutsch, weder schlug der ungarische Accent, noch der österreichische Dialekt vor.

Lenau gewann sich bald durch sein einfaches, würdiges Benehmen, dem ein ethisches Selbstbewußtsein, eine Jedem gleich fühlbare Achtung vor sich selbst nur einen erhöhten Reiz gab, alle Peripatetiker des silbernen Kaffeehauses zu Freunden; sie gruppirten sich, wenn er nicht Billard spielte, um ihn und erzählten ihm meist heitere oder lustige Geschichten, die er mit besonderem Behagen hörte; er lachte, je toller sie waren, aus vollem Herzen und fühlte sich zuweilen angeregt, uns dergleichen selbst mitzutheilen.

Die Mutter.

Selten sprach Lenau über sein Jugendleben; es schien, als ob es trübe Erinnerungen wären, die er nicht gerne heraufbeschwor. Nur einmal, als ich zufällig über Krankheiten sprach, deren Bild er aus seiner Studienzeit gerne festhielt, erzählte er, wie er bei seiner Jahre lang sterbenden Mutter ausgehalten habe, bei jener Mutter, vor deren offen gelassenem Schranke nach ihrem Sterben der Sohn steht, in welchem ihr Gebetbuch noch aufgeschlagen liegt, welches das Gebet zeigt:

»Wie eine Mutter um Segen
Für ihre Kinder zum Himmel fleht.«

Da weinte er und

»zerriß
Die Freudenrechnung in seinem Herzen«.

Vor der Meerfahrt nahm Faust-Lenau vom mondbeschienenen Grabe dieser Mutter tief rührenden Abschied; der Dichter staunt da, wie groß die Macht des Todes sei:

»Daß er die Mutter kann
Von ihrem Kinde reißen.«

Ein tiefer empfundenes Lied hat aber kein deutscher Dichter gesungen, als jenes, das so endet:

»Mensch, du, flieh mit deinem Schmerz
An die heimatlichste Stelle,
An des Trostes reinste Quelle,
Flüchte an das Mutterherz.
Doch die Mütter sterben bald;
Hat man dir begraben deine,
Flüchte in den tiefsten Wald
Mit dem wunden Reh — und weine!«

»Ich träume noch immer vom Todtenbette meiner Mutter,« äußerte er bei dem angeführten Gespräche, »diese Erinnerung ist am tiefsten in mein Herz geschnitten. Als ich das Lager mit der Leiche verlassen hatte, mußte ich mühsam die Trümmer meiner Religion zusammenraffen.«

Theresia Maigraber, die Mutter Lenau's, war die Tochter einer angesehenen Bürgerin in Ofen, in dessen Nähe sie Weinberge besaß. Als des fünfjährigen Lenau Vater: Franz, ein durch niedrige Leidenschaften und sträflichen Leichtsinn zu Grunde gerichteter Mensch, jung starb, verehelichte sich seine Mutter bald wieder mit einem Arzte Vogel und übersiedelte nach Tokaj. Lenau lebte hier zwei Jahre, »die heitersten seines Lebens«, hier mit der feurigen Rebe des Berges Mézes-Mále, was Honigseim heißt, reifte und gedieh auch der Genius in ihm. Damals, bei der Erzählung der Leiden seiner Mutter, äußerte Lenau, wie er glaube,

vorzüglich ihr die Phantasie und das leicht erregbare heiße Gefühl verdanken zu müssen; wie auch Goethe: »Die Kunst zu fabuliren« von seiner Mutter hatte. Es ist das eine noch nicht genug physiologisch gewürdigte Erscheinung, daß künstlerisch begabte Naturen in wunderbarem Antagonismus meist das schöpferische Vermögen dem empfangenden Theile der Eltern danken. Fast immer ist es die Mutter, deren sich poetisch begabte Söhne mit besonderer Liebe erinnern, denen diese ihren Phantasieantheil, die edlere, höhere Richtung zuzuschreiben pflegen.

Goethe's »Faust« sagt:

»Die Mütter! Mütter! —'s klingt so wunderlich.«

Mir vorliegende, wild leidenschaftliche Briefe der, gegen den Willen ihrer Familien heimlich verlobt gewesenen Eltern Lenau's, entziehen sich noch der Veröffentlichung.

Der Student.

Ehe über denselben berichtet wird, sei hier aus der Knabenzeit Lenau's von einem Schreibhefte erzählt, das sich in seiner Familie erhalten hat. Es liegen mir 19 Quer-Quartblätter vor, die in einem hellgrünen, mit Goldrändern verzierten Cahier verbunden sind. Auf der oberen Decke ist ein rundes rothes Blättchen, das die goldenen Buchstaben N. N. (Nikolaus Niembsch) und die Jahrzahl 1814 in Golddruck zeigt. »Niki«, wie er kosend in der Familie genannt wurde, war damals 12 Jahre alt, als er auf das erste Blatt schrieb: »Exercitia Syntactica nitide descripta per Nicolaum Niembsch III Anni Grammaticum. Semestri primo 1814. Pestheni.« Es folgen zehn verschiedene, in lateinischer Sprache ausgeführte Schularbeiten. Die

Handschrift ist eine feste, fast kalligraphische, die dem Dichter durch sein ganzes Leben eigen blieb und oft wegen ihrer Schönheit und Regelmäßigkeit bewundert wurde.

Aus seinem Studienleben in Wien erzählte Lenau einmal, wie er besonders fleißig und aufmerksam die Vorlesungen über Physiologie besucht habe. Der damalige Professor Dr. Czermak, der in seinem Fache sehr thätig war, ohne aber eigene belebende Gedanken zu besitzen, trug oft die interessantesten Hypothesen vor, wie er sie eben in einem Buche oder Journale kurz vorher gelesen hatte. Zuweilen wurde ein Schüler aufgerufen und examinirt, so auch einmal der Herr v. Niembsch. Dieser entwickelte eine originelle Ansicht über das Blutleben mit großer Bestimmtheit und Klarheit. Der Professor horchte auf und seine lächelnde Aufmerksamkeit wurde immer gespannter, bis er endlich die Frage stellte: »Woher haben Sie diese Theorie, Herr v. Niembsch?« Unter sehr unhöflichem, aber natürlichem Lachen des ganzen Collegiums antwortete Niembsch: »Sie haben uns ja die Sache selbst vorgetragen.« Ueber Lenau's Studentenjahre hat Leop. Kompert und J. G. Seidl in den damals von mir herausgegebenen »Sonntagsblättern« sehr charakteristische Züge mitgetheilt; mögen diejenigen, die sich auf die wenig bekannte Studienzeit Lenau's beziehen, hier ihre Stelle finden. Seidl erzählt:

»Es war im Spätherbste des Jahres 1819, als der 17jährige Niembsch im ersten philosophischen Jahrgange auf der ersten Bankreihe nächst der Thüre des unfreundlichen, seine frühere Widmung zu Epona's Dienste nur allzudeutlich verrathenden Hörsaales mir querüber saß. Als ein schüchternes Brandfüchslein aus dem Mikrokosmus des Gymnasiums plötzlich hinaus-

geschleudert auf die manchmal ziemlich tumultuarische Arena der Hochschule, sah ich anfangs den Wald vor lauter Bäumen nicht. Ein enger Kreis von vier wahrhaften Jugendfreunden, die, mit vieler Empfänglichkeit für Poesie ausgestattet und sich mitunter selbst darin versuchend, meinen voreiligen Drang nach Veröffentlichung meiner unreifen Erstlinge wacker bekämpften, ohne mich jedoch zurückhalten zu können, schon damals in Th. Hell's »Abendzeitung« einige Verse drucken zu lassen, hielt mich mit den Banden brüderlicher Innigkeit so fest und ausschließend an sich gekettet, daß ich meine übrigen Collegen nur wenig beachtete und unseren fünfblättrigen Klee für die einzige Repräsentation der Aesthetik im ganzen Collegium haltend, gar nicht ahnte, daß im Freiherrn Eligius v. Münch-Bellinghausen ein künftiger Friedrich Halm neben mir und in Niembsch v. Strehlenau ein werdender Nikolaus Lenau mir gegenüber säße. Erst ein Zufall machte mich auf Letzteren aufmerksam. Seine nächsten Bankgenossen waren ein Baron H., jetzt ein Priester höhern Ranges in einer Nachbarprovinz, und ein gewisser L. v. E., Beide, wenn ich nicht irre, Ungarn, wie Niembsch. So sehr nun auch der männlich feste Rembold, der ernsthafte, mächtig wirkende Weintridt, der biedere, eifrige Jenko, der gelehrte, greise Wikosch und der feurige, originelle Stein die fast überschwengliche Anzahl von Zuhörern zu beschäftigen und in Athem zu erhalten wußten, so fehlte es doch nicht an kleinen Zwischenpausen, wo der jugendliche Ungestüm seinem gährenden Triebe nach Kraftäußerung auf tolle, mitunter wirklich unbesonnene Weise Luft zu machen Zeit fand. Bei einem solchen Versuche überraschten meine Blicke eines Nachmittags den blassen, dunkelhaarigen, schon damals düster schauenden Niembsch. Sein Feder-

messer mit halboffener Klinge in drohend erhobener Hand saß er da — seine beiden Nachbarn gleichbewaffnet und gleich gerüstet, etwa anderthalb Schuh weit von ihm weg und gegen ihn Fronte machend. Es galt — so viel ich gar bald zu meinem nicht geringen Entsetzen wahrnahm, ein Turnier im Kleinen, das übrigens, so beschränkt der Raum und so kleinlich die Waffen waren, im schlimmen Falle doch bedenklich enden konnte. Ganz bedrohlich zuckten die blanken Klingen hin und wieder, mancher Hieb flog rechts und links; die Umsitzenden bedachten in ihrer neugierigen Aufgeregtheit nicht, welch' Unheil ein unglücklicher Aderschlag herbeiführen könnte, und hetzten daher an, statt abzuwehren. Niembsch aber saß ruhig, mit unheimlich rollenden Augen, bald geschickt ausbeugend, bald rasch ausfallend, und ließ, obwohl bereits warmes Blut ihm aus dem Aermel rieselte, nicht eher ab, als bis seine ebenfalls blutenden Gegner freiwillig die Waffen streckten. Mir wollte dies Bild lange nicht aus dem Sinne, und mit einer gewissen Scheu betrachtete ich von diesem Augenblicke an den ernsten, wortkargen Klingenfechter, dem ich, obwohl ich seinen zwecklosen Muthwillen mißbilligte, dennoch Energie und Unerschrockenheit zugestehen mußte. In nähere Berührung kam ich mit ihm damals nur wenig, da ich meinem Kreise anhing, wie er dem seinigen, der, so viel ich mich erinnere, aus den älteren, stämmigeren, schon durch Bart und Tabakspfeife sich bemerkbar machenden Studenten, mitunter recht burschenartigen Gestalten bestand, deren Mittelpunkt ein hoher, auf uns Jüngere wie eine bemooste Fichte auf das grüne Unterholz herabblickender Ausländer mit schwarzem Sammtkäppchen und grünem Flausrocke bildete, in dessen Knopfloche das eiserne Kreuz hing. In beiden nächsten Jahrgängen

des philosophischen Studiums, welches damals noch ein Triennium ausfüllte, kam Niembsch mir immer mehr aus den Augen. Ich glaube aus jener Zeit nur so viel von ihm zu wissen, daß er nicht Student war, wie wir übrigen, die wir einen praktischen Lebenszweck vor Augen hatten und daher mit gewissenhafter Aengstlichkeit innerhalb der ausgesteckten Grenzen uns bewegten, sondern mehr als Liebhaber oder als Gast, der nur das, was ihm eben mundet, mit vollen Zügen schlürft und Alles, was ihn anekelt, mit unverhohlenem Mißbehagen bei Seite schiebt. Daher kam es auch, daß er in die vorgeschriebenen Formen, die seinem unruhigen Geiste eine beengende Fessel waren, sich nicht zu fügen wußte, und bald da, bald dort anstieß. Im Verlaufe dieser zwei Jahre mag es auch wohl geschehen sein, daß Niembsch, der leidenschaftliche Rauchfreund, dem sein dampfender Türkenkopf vielleicht schon damals ein Zauberkelch war, aus dessen kräuselnden Wölkchen die wunderbarsten Ideen ihm entgegenwirbelten, mit dem grimmigsten aller Rauchfeinde, dem liebenswürdigen Sonderlinge, Professor Anton Stein, in vorübergehende Collisionen gerieth, der nach mehr als zwanzig Jahren noch sich nicht enthalten konnte, die Strophe aus dem Rauchlied eines »unserer neuen Poeten« ironisch zu commentiren, so wenig er auch deren unmittelbare Beziehung auf seinen berühmten Schüler Lenau eingestehen mochte. Noch ferner trat mir Niembsch während meiner juridischen Studien, aus welcher Zeit ich seiner Genossenschaft und seines Umganges mich kaum erinnern kann. Nach dem dritten Jahre des Jus vertauschte er die Wage der Themis mit dem Schlangenstabe des Aesculap, während ich jener mir nicht sehr sympathischen Göttin nur aus dem Grundsatze: Nichts Begonnenes unvollendet zu lassen, treu

blieb, im Geist und in der Wahrheit aber mit aller Kraft der Seele und unter den drückendsten Lebensverhältnissen den Musen huldigte, die mir damals mehr versprachen, als sie vielleicht mir gehalten haben. Mit herzlicher Innigkeit an Alle mich anschließend, die das gleiche Streben beseelte, widmete ich die wenigen Stunden, die mein mühsamer Frohndienst um den kärglichen Erwerb mir freiließ, dem Umgange mit den damaligen älteren und jüngeren Literaten Wiens. Das humoristische Treiben in der sogenannten Ludlamshöhle, die Sonntagsmorgen bei J. F. Castelli, die heiteren Conversationen in einem Privatgarten, wo Franz Freiherr von Schlechta mit seiner liebenswürdigen Familie den Wirth machte, und vor Allem die lebhaften, aus den buntesten Elementen zusammengesetzten Abendkränzchen im sogenannten silbernen Kaffeehause werden mir immerdar unvergeßliche Lichtpunkte in meinem Leben bleiben. Besonders knüpfen an das letztere sich mir unzählige freudige und wehmüthige Erinnerungen. Es ist unglaublich, was die Gewohnheit macht, aber ich hätte damals, wie Titus in weit ernsterem Sinne, ausgerufen: »amici, diem perdidi« wenn ich nicht bei »Neuner« gefrühstückt und nicht bei »Neuner« ein Nachmittagsstündchen zugebracht hätte. Dort war es auch, wo ich mit Niembsch wieder zusammentraf und ihm näher rückte, als ich jemals mir es möglich dachte. Dort war es, wo ich mit Ludwig Harlisch, meinem täglichen, fast unzertrennlichen Begleiter, im Kreise von jungen, strebsamen Talenten, um welche sich eine fast gleich große Anzahl geistreicher Kunstkenner und Kunstliebhaber voll Theilnahme und Herzlichkeit sammelte, die genußreichsten Abende verlebte. Dort war es, wo ich oft in den Morgenstunden oder zur Mittagszeit, wenn ich, durch die Zeit gedrängt,

meinen Imbiß mir auf ein Glas Milchkaffee beschränkte, mit einer dampfenden Pfeife das köstliche Frühstück oder das karge Mahl mir würzend, an Meister Niklas Seite, das schmale, vom rothausgeschlagenen Damencabinete durch eine Wand von Spiegelglas getrennte Zimmer auf- und niederschritt und seinem forschenden, sinnigen Auge mein ganzes Innere offen darlegte und manchen Blick in das melancholische Halbdunkel seiner Seele that und über Poesie schwärmte, und über das Leben klagte und ihm den Namen »Therese« verrieth. Dort war es, wo mich die dunkle Ahnung überkam, daß der seltsame Mann, dessen tiefpoetische Persönlichkeit mich so mächtig anzog, ungeachtet seine düstere Verschlossenheit gegen meine heitere Offenheit grell abstach, am Ende auch ein Poet sei, aber ein heimlicher; einer von jenen der Oeffentlichkeit abholden, die wir übrigen auf den Wellen der Journalistik mit vollen Segeln Herumtreibenden nicht ohne leisen Anflug von Bitterkeit »Kryptopoden«, Fußverstecker, verborgene Genies zu schelten pflegten. Mein Wunsch, einem Talente auf die Spur zu kommen, das, wenn es in diesem Individuum wurzelte, nur edle Früchte tragen konnte, und dadurch zugleich eine Eigenheit zu beseitigen, die allein noch meinem vollen Vertrauen zu ihm Eintrag that, drang ich bei günstiger Stimmung ungestümer in ihn, bis ich's heraus hatte, was ich wissen wollte: Meister Niklas dichtet auch! Worin aber bestanden seine Dichtungen? Wie er sagte: »in Reflexionen, Lebensansichten, Betrachtungen über die wichtigsten Fragen der Menschheit, Fragmenten, Rhapsodien, Aphorismen, närrischem Zeug!« — »O, ich wollt' euch schon auch einen Faust schreiben!« rief er einmal aus, in seine Pfeife blasend, als ob er ihr Posaunentöne entlocken wollte, »aber nur für mich;

für den Druck geht das nicht! Verstanden?« Seither dacht' ich ihn mir gar oft in solche Faustgedanken versunken, wenn er in der Ecke des Billardzimmers saß, das Kinn tief in die Brust gebohrt, mit den Augen in die Gluth seines Pfeifenkopfes stierend, die Beine lang hingestreckt über einen zweiten Stuhl, mit der Rechten bald sein schwarzes Haar durchfingernd, bald im Genick und hinter den Ohren sich krauend, bald die Stirne runzelnd, bald die Mundwinkel zu einem ironischen Lächeln verziehend, einsam unter plaudernden Tischgenossen, abwesend für Alles, was um ihn her vorging, bis er plötzlich, wie aus einem Traum erwachend, sich schüttelte, mit fast wilder Lustigkeit Einem oder dem Andern zurief: »Allons, Freund! Eine Partie!« und nun das Queue, das er meisterlich zu handhaben wußte, wie einen Zauberstab ergriff, um alle bösen Geister, die auf ihn einstürmten, zu bannen. Seit das Geständniß, daß er ebenfalls dichte, über seine Lippen gekommen war, gab er sich mir um Vieles offener, als früher; allein umsonst wartete ich auf die Mittheilung irgend einer seiner Arbeiten. Freiwillig las er mir nichts vor, und ihn dazu nöthigen wollte ich nicht, weil ich fürchtete, seine empfindliche Seele, die ein flüchtiger Druck geöffnet hatte, könnte bei einem absichtlich fortgesetzten schneller und für immer wieder sich zusammenfalten. Nicht glücklicher war Halirsch. Um diese Zeit, ungefähr um das Jahr 1826, wo wir thatsächlich Beide schon kraft selbstständiger Druckwerke ins löbliche Poetengremium unseres Vaterlandes uns eingekauft hatten, lud uns eines Tages Niembsch, der muthmaßliche Poet, ein, ihm in die Wohnung eines seiner Verwandten zu folgen, der einem Kränzchen freundlicher Dichter einige seiner poetischen Studien vorzulesen beabsichtige. Ein neuer uns gänzlich unbekannter Poet, und dazu die

nicht unwahrscheinliche Hoffnung, vielleicht unseren Meister Niklas selbst zu einer Enthüllung seines poetischen Insichlebens angeregt zu finden, was konnte wohl lockender für uns sein? Mit Freuden nahmen wir daher die Einladung an. Niembsch führte uns auf die sogenannte alte Wieden, dem Theater beiläufig gegenüber, in ein Haus, das ich jetzt nach so vielen Jahren nicht mehr erkennen würde. Ein trauliches Stübchen empfing uns, und in diesem ein freundlicher Hauswirth, wenig älter, wie es schien, als Niembsch, von stattlicher Figur, wiewohl etwas vorgebeugter Haltung, mit blondem Haar, blatternarbigem, blassem Antlitz, sinnigen blauen Augen und sanftem wohltönenden Organ. Ohne alle Förmlichkeiten setzte man sich um den Tisch; wie viel unser waren, weiß ich nicht mehr genau. Mit sichtbarer Befangenheit entfaltete der Wirth sein Manuscript und las zuerst einige lyrische Gedichte, minder ausgezeichnet durch Originalität der Gedanken, als durch Art der Gesinnung und durch eine ganz eigenthümliche, mitunter fast launenhafte Formgebung. Besonders überraschend für uns war die Vortragsweise des Verfassers. Wie in Schubert's Liedern der erste Klang des Vorspieles den Charakter der ganzen Tondichtung spiegelt, so wußte auch hier der Vorleser durch das erste Wort, das über seine Lippen kam, ja fast durch Blick und Miene schon auf die Idee seiner Dichtung vorzubereiten. Aufgemuntert durch unsere Theilnahme, machte er zum Schlusse sich an ein größeres Gedicht, eine Art von Idyll in antikem Versmaße, das poetische Stillleben eines jener Köhler schildernd, wie sie in der romantischen Waldeinsamkeit am Fuße des Schneeberges, im steten Verkehre mit der lachenden, wie mit der zürnenden Natur, ihre eigenen Anschauungen, ihren eigenen Glauben, ihre eigenen Freuden und Leiden hegen. Als ich

in neuerer Zeit Stifter's Studien las, fühlte ich unwillkürlich an jenes Idyll mich erinnert, welches trotz manches Sonderbaren und Verwaschenen doch ein bedeutendes Talent für Naturmalerei und Charakteristik verrieth. Es machte auf uns Alle einen tiefen Eindruck. Unvergeßlich aber wird mir die Begeisterung und aus dem tiefsten Innern kommende Ergriffenheit bleiben, womit der Dichter seine Schöpfung recitirte. In der Regel sind Poeten die schlechtesten Vorleser ihrer eigenen Producte; hier war das nicht der Fall; im Gegentheile überwog das gesprochene Wort mitunter das geschriebene. Manches schien improvisirt, so unmittelbar trat es aus dem Herzen auf die Lippe. Ich beneidete den Mann um seine Gabe, sich selbst zu dolmetschen, und mit ungeschwächter Aufmerksamkeit hörten wir das umfangreiche Gedicht bis zu Ende. Daß Niembsch aber unsere Erwartung, auch er würde uns etwas lesen, nicht erfüllte, dünkt mich um so gewisser, als ich eines Momentes, dem ich mit wahrer Sehnsucht entgegensah, wann diese befriedigt worden wäre, wohl nicht vergessen hätte. Der Vorleser an jenem Abende war Ant. Xav. Schurz, später unseres Niembsch Schwestermann und treuer Pfleger im Unglücke. Seit jenem Abende war ich gewissermaßen aufgenommen in die Zahl der Wenigen, welchen Niembsch zutraulicher sich anschloß. Stundenlang tauschten wir Ansichten und Empfindungen mit einander aus, bald als schmauchende Peripatetiker im silbernen Kaffeehause zur Zeit, wenn die übrigen Gäste noch fern waren, theils selbander lustwandelnd im Freien. Merkwürdig, weil vielleicht entscheidend für Niembsch selbst, bleibt mir ein Ausflug nach Dornbach im Jahre 1827. Heiter und wohlgemuth pilgerten wir nämlich eines Nachmittags den anmuthigen Waldhöhen zu, deren frisches Arom der Wiener mit so vielem

Staub erkaufen muß. Saftig grün winkten uns die Hügel entgegen, welche, dem Gallizin-Berge schräg über, bis zur sogenannten Schottenwiese sanft emporsteigen. Blüthenschneeig schimmerten die Obstbäume aus den Weingärten hervor, der Lenz hat seiner Mutter Erde den duftigsten Strauß an die Brust gesteckt und schleuderte frohlockend seine »Singraketen, die Lerchen, in die Luft«. Vielleicht rief eben solch' eine aufschießende Sängerin diesen Vergleich in des schweigsam mir zur Seite wandelnden Sängers Seele wach, während ich mit Claudius ausrief:

»Heute will ich fröhlich, fröhlich sein,
Keine Weis' und keine Sitte hören;
Will mich wälzen und vor Freude schrei'n,
Und der König soll mir das nicht wehren!«

Und wir waren fröhlich, Beide fröhlich, der düstere Niembsch so fröhlich, wie ihn nicht oft wer gesehen haben mag, und als wir auf einer Bergwiese angekommen waren, wo weithin die Aussicht über Wiens Häusermeer hinweg bis an den blauen Saum der Karpathen hinausläuft, da wälzten wir uns im fetten Grase nach des gemüthlichen Wandsbecker's Recept und schrieen vor Freude und forderten umsonst einen König heraus, um ihm trotzen zu können, denn um uns war es so ruhig, so lauschig, so feierlich einsam, nur die Bäume säuselten Blüthen flockend, nur die Lerchen wirbelten. Dann aber saßen wir wieder still und schweigsam in jener süßen, beschaulichen Versunkenheit,

»Wo der Dichter um zu dichten,
Eben zu viel Dichter ist!«

Schon sank die Sonne hinter unseren Rücken zwischen den Wipfeln hinab, als wir uns erhoben, uns stumm die Hände schüttelten und voll des innigsten

Verständnisses ins Dorf herunterstiegen, um bei einem ländlichen Vesperbrode die Eindrücke auszutauschen, die wir im Freien gesammelt hatten. In solcher Stimmung gibt es für Gleichstrebende kein Geheimniß. Das Wort, worauf ich so lange gewartet, das ich so oft von der Lippe meines Freundes zu haschen versucht hatte, nun blies er es schüchtern, halbvernehmlich in einer Rauchwolke vor sich hin, das Wort: »Freund, ich les' Euch etwas!« Meine Freude zurückhaltend, erwiderte ich ein kaltes: »Schön!« um ihn nicht durch den Gedanken, daß er mir eine langgespannte Erwartung zu befriedigen habe, wieder abzuschrecken. Er las:

»Der Jüngling weilt in einem Blüthengarten
Und schaut mit Lust des Lebens Morgenroth,
Auf seinem Antlitz ruht ein schön' Erwarten,
Die Welt ist Himmel ihm, der Mensch ein Gott.

Ein Morgenlüftchen streut ihm duft'ge Rosen
Mit leisem Finger in das Lockenhaar;
Sein Haupt umflattern mit vertrautem Kosen
Viel bunte Vögel singend wunderbar.

Seid stille, stille, daß die flücht'gen Gäste
Ihr nicht dem Jünglinge verscheucht; denn wißt,
Es sind der Jugend Träume wohl das Beste,
Was ihm für diese Welt beschieden ist.

Doch weh! jetzt naht mit eisern schwerem Gange
Die Wirklichkeit, und fort auf ewig flieh'n
Die Vögel — und dem Jüngling wird so bange,
Da er sie weiter sieht und weiter ziehn.«

Ich hatte eben damals von Franz Gräffer das Taschenbuch: »Aurora« übernommen. Meine Absicht war, es zu einer Pflanzschule für junge vaterländische Talente zu machen, wodurch ich bei den geringen Mitteln, die mir zu Gebote standen, ihm allein einen charakteristischen Zug verleihen und wohl

gar ein kleines Verdienst mir erwerben zu können hoffte. Wie willkommen mußte mir die Gelegenheit sein, an meinem Freunde Niembsch einen neuen vielversprechenden Mitarbeiter zu gewinnen. Ich bat ihn um einen Beitrag, wenn um keinen andern, um das Gedicht, das er in Dornbach mir vorgelesen hatte; er gab es mir nicht ohne Bedenken, aber er gab es, begleitet von einem Gedichte seines Schwagers A. X. Schurz. Beide stehen abgedruckt im fünften Jahrgange des Taschenbuches »Aurora« (Wien, bei H. Buchholz, 1828). Das erstere, »Jugendträume« betitelt, ist unterzeichnet mit N. Niembsch. Es war sein erstes Auftreten, meines Wissens das einzige unter seinem wahren Namen. Im Jahre 1829, wo mein Schicksal mich in die herrliche Steiermark rief, nach dem lieblichen Cilli, damals, wie ich wähnte, mein Exil, dereinst vielleicht noch mein Asyl, war es Niembsch, in dessen Busen ich vor einem der wichtigsten Schritte meines Lebens mein tiefbewegtes Herz ausschüttete. Der 23. des Ostermonats, bestimmt zum Abschiede von meiner lieben Vaterstadt vielleicht auf Nimmerwiedersehen, sollte früher noch eine Fessel um meine Hand schlingen, für die den Dichter Mancher viel zu ungefügig glaubt. Kurz vor Mittag sollte ich nämlich zum Altar treten, um mit einem lieben, braven Bürgermädchen, dem »Reschen«, dem ich nebst hundert anderen Liedern auch meine ersten »Flinserln« verdankte, den verhängnißvollen Ring zu wechseln. Das Prognostikon, das von den Meisten mir gestellt wurde, war kein ermuthigendes; mein Schritt, unter meinen Verhältnissen, jedenfalls ein gewagter, und die einzige Antwort, die ich meinen eigenen Bedenken entgegenzusetzen hatte, Salis' Spruch:

»Heget nur männliches, hohes Vertrauen!
Guten ergeht es am Ende doch gut!«

Daß mir übrigens eine Stunde vor der Trauung das Herz ungestümer pochte, daß sich ein Kampf von widersprechenden Empfindungen auf meiner Stirne spiegelte, als ich nach 10 Uhr noch einmal das wohlbekannte Zimmer im silbernen Kaffeehause betrat, wohin ich meinem Meister Niklas zu kommen versprochen hatte, um Abschied von ihm zu nehmen, wird Niemand mir verargen. Mit überströmender Herzlichkeit trat er mir entgegen und durchmaß mit mir, wie oft, in hastigen Schritten die Stube, mit seinen dunklen, sprechenden, in Momenten des Gefühles fast schwimmenden Augen mir in die verborgensten Falten meiner Seele schauend. Streng wie ein Gewissensrath forschte er mich aus, als wäre es ihm darum zu thun gewesen, mich auf einer Selbsttäuschung zu ertappen; er machte mir tausend Vor- und Einwürfe, er zeichnete mir den Winkel, wo im schlimmen Falle meine Bahnen als Mensch und Poet sich kreuzen könnten, mit scharfen Linien auf den dunklen Hintergrund der Zukunft, er steigerte Blick und Stimme fast bis zum Strafenden, Vernichtenden, bis er, überzeugt von dem Ernste meiner Gesinnung, von der Klarheit meines Bewußtseins, von der richtigen und besonnenen Erkenntniß meiner Lage, milder, eingänglicher, wärmer wurde, und zuletzt meine Hand ergreifend und sie fest schüttelnd, ausrief: »Habt Recht, Freund! Ihr könnt, Ihr müßt glücklich werden, — Ihr, — für unsereins wäre das nichts! Gott sei mit Euch, denkt in der Ferne manchmal an Meister Niklas!« Das waren seine letzten Worte. Als ich nach der Trauung, die ich, um neugierige Gaffer fern zu halten, in der Hauscapelle des sogenannten Churgebäudes bei St. Stephan vollziehen ließ, mein verweintes Reschen am Arme, die Treppe hinabstieg, streifte mich aus einem Winkel hervor der

vielsagende Blick meines treuherzigen Meisters Niklas, der nebst mehreren theilnehmenden Freunden trotz meiner Weigerung sich eingefunden und, von mir unbemerkt, der Ceremonie beigewohnt hatte. In Cillis ländlicher Abgeschiedenheit, in dessen stille Bucht der Wellenschlag der Literatur spät und spärlich drang, hörte ich von Niembsch nur wenig. Anfänglich kamen mir von ihm bisweilen durch Auersperg und andere Freunde herzliche Grüße. Nach und nach blieben auch diese aus. Ein Jahr und wieder eines schwand, und ich wußte nicht, was aus Niembsch geworden sein mochte. Abgeschnitten von allem Verkehre mit dem Auslande, den Entwicklungsgang der neueren Poesie nur in einigen Wiener Tagesblättern und in den Journalen der Nachbar-Provinzen verfolgend, wußte ich nichts von dem Geheimnisse, worin mehrere meiner Mitbrüder in Apollo damals sich zu hüllen für gut fanden. Der Zufall führte mir im Jahre 1834 die Nr. 18 des illyrischen Blattes vom 3. Mai, einer Beilage zur Laibacher Zeitung, in die Hände, worin ein Gedicht, »Lenz« über- und »N. Lenau« unterschrieben, seiner Originalität und seiner frappanten Schlußpointe wegen, mir auffiel. Der Dichter war mir unbekannt, ich rieth auf einen Pseudonymen, wendete und drehte den Namen nach allen Seiten, aber umsonst. Erst Auersperg, in welchem ich auch kurze Zeit vorher den Anastasius Grün noch kaum ahnte, entdeckte mir zu meiner freudigen Ueberraschung, daß dieser »N. Lenau« niemand Anderer sei, als unser Meister Niklas, der seither jenseits des Oceans unter den Katarakten des Niagara sein deutsches Vaterland lieben gelernt und durch eine Sammlung echter Gedichte seinen Ruf begründet habe. Von nun an folgte ich seinem Fluge mit inniger Theilnahme, ohne jedoch Anlaß zu finden, ihn an seinen alten

Freund, den Pathen seines ersten Liedes zu erinnern. Im Winter des Jahres 1838, fast eben in dem Augenblicke, welcher mich, in Folge eines unglücklichen Falles, den ich that, für sechs lange Wochen an mein Schmerzenslager fesselte, erhielt ich von dem Leipziger Buchhändler G. Wigand die Aufforderung, für sein Prachtwerk: »Das malerische und romantische Deutschland« die Section: »Tirol und Steiermark« zu übernehmen, mit dem Bemerken: daß Nikolaus Lenau einen Cyklus Romanzen zu Tirol liefern werde. Auf meine zusagende Antwort erwiderte mir Wigand unterm 10. April 1838: »Mit Herrn Niembsch von Strehlenau habe ich über den zu gebenden Romanzencyklus für Tirol in Stuttgart, wo ich ihn traf, gesprochen und er war es besonders, der mich auf Sie, als den Kundigsten für die fragliche Abtheilung unseres Werkes, aufmerksam machte. Sie wollen ihm demnach nach Wien, wo er jetzt lebt, schreiben und sich über das zu Gebende besprechen.« Mit welcher innigen Freude machte ich mich daran, dem alten Freunde, den ich eben vor 10 Jahren in die Oeffentlichkeit einzuführen so glücklich war, nun als fertigen Poeten wieder herzlich die Hand zu bieten und ihn zur Theilnahme an einem Werke aufzufordern, worin ich mein ganzes Innere abspiegeln zu können hoffte. Mein Brief mochte in Wien ihn verfehlt haben; die Antwort blieb lange aus. Erst im Juli kam mir ein Brief von Ludwig Mayer in Stuttgart zu, dem Bruder des trefflichen Lyrikers Carl Mayer, einem wackeren Landschafter, welcher vom Buchhändler G. Wigand beauftragt, 60 Ansichten aus Tirol und Steiermark für den Stahlstich zu zeichnen, vor seiner Abreise nach Innsbruck sich über das Nähere mit mir ins Einvernehmen setzen wollte und sich auf Niembsch berief, um nicht als ein ganz Unbekannter vor mir zu

erscheinen. Ein Brieschen des Letzteren lag als Einschluß bei, ein Brieschen, so innig, so seelenvoll, daß ich nicht umhin kann, es mitzutheilen:

»Lieber Freund!

Meister Niklas, wie Sie mich einst gerne nannten, hat nicht vergessen, weder die Dornbacher Wiese, noch den »Neuner«, wo er mit Ihnen vor so vielen Jahren so vergnügt zusammen war. Der Donnerlärm des Niagara konnte mir die trauten, alten Klänge nicht verschlingen; im Gegentheile war gerade dort mein Herz feinhörender als jemals, und manches liebe Wort meiner Vergangenheit ward mir nach langer Zeit erst dort wieder vernehmbar, so daß es meinem Herzen erging, wie jenen Halbtauben, die in einer klappernden Mühle oder einem rasselnden Wagen die leiseste Rede hören, während sie nichts davon vernehmen, wenn sonst Alles still ist. Ich habe Ihrer oft gedacht, und möchte wohl wieder einmal mit Ihnen sein, bevor der eine oder der andere von uns fort muß. Sie haben in Ihrem Briefe, dessen späte Beantwortung ich mir zu verzeihen bitte, mich aufgefordert, Ihnen meine Tiroler-Romanzen behufs einer Insertion in Ihren Prosatext zu übersenden. Leider habe ich bis jetzt eine einzige Romanze gemacht, und die ist so ausgefallen, daß Sie dieselbe Ihrer Prosa nicht würden einreihen können. Sollte mir noch etwas Unverfängliches gelingen, so werde ich mit dem größten Vergnügen Ihrer freundlichen Einladung damit Folge leisten. Ueberbringer dieses Schreibens, Herr Mayer, ist ein tüchtiger Künstler und sehr achtenswerther Mann; zwei Eigenschaften, die Ihnen nur genannt zu werden brauchen, um den Mann ohne alles weitere Gerede Ihrer wohlwollenden Theilnahme zu empfehlen. Sie haben Recht, mein theurer Jugendfreund, daß unsere Lebenswege und somit auch

unsere Ansichten auseinander gelaufen sind; darum aber, daß wir nicht an einer Stange ziehen und nicht aus einem Rohr schießen, soll für unsere wechselseitige Neigung nichts verloren sein; kommt doch jeder von uns an seiner Stange weiter, und thut doch jeder von uns zuweilen einen guten Schuß aus seinem Rohr. Also herzlichen Handschlag und schönsten Dank, daß Sie Ihren alten Freund nicht vergessen haben.

Stuttgart, 6. Juli 1838. Niembsch.«

So sehr dieses Schreiben durch die Wärme seines Inhaltes mich erquickte, so leid that es mir, in der Hoffnung gemeinschaftlichen Bemühens zu gleichem Zwecke mich getäuscht zu sehen; die halbe Lust an der Arbeit war mir dadurch genommen. L. Mayer, der den Brief überbringen sollte, kam erst im folgenden Jahre zu mir nach Cilli, wo er, während mehrwöchentlichen Zusammenseins mit mir und auf manchen genußvollen Ausflügen durch die herrliche norische Alpenwelt, das günstige Urtheil unseres Freundes Niembsch im vollen Maße rechtfertigte. Er ruht nun schon in heimischer Erde, und ein Aquarellbild meines lieben Cilli, das er mir von Stuttgart aus zum Andenken schickte, lächelt, während ich dies schreibe, als wehmüthigheitere Mahnung an frühere Tage, farbenfrisch und freundlich von der Wand auf mich herab. Seit meiner Rückkehr nach Wien im Jahre 1840 sah ich meinen lieben, indeß so berühmt gewordenen Meister Niklas nur einmal und zwar zufällig auf offener Straße. Mit seiner alten Herzlichkeit umarmte er mich, fragte er mich mit wenig Worten um viel, gestand mir, daß ihm das falsche Gerücht von meinem plötzlichen Tode, das den Entenflug durch alle Zeitungen machte, aufrichtige Thränen gekostet habe, bat mich,

ihn als den Alten zu nehmen, als den ich ihn vor 11 Jahren verlassen hatte, und schied mit dem Bedauern, mich vielleicht längere Zeit nicht wieder zu sehen, da er eben im Begriffe sei, zu seinen lieben Schwaben nach Stuttgart zu reisen.

Und ich sah ihn seither nimmer wieder. Als er das letzte Mal aus der Heimat Hölderlin's zurückkehrte, kam er als dessen Unglücksbruder in einem Zustande, wo es ihm nicht gefrommt hätte, mich zu sehen, und mir nicht, das edle Bild, das mir von ihm unverlöschbar in der Seele lebt, in seinen Zügen nicht wieder zu erkennen. Ich habe dem Wahnsinne leider mehr als einmal ins stiere Auge geblickt und nie des Gedankens mich erwehren können, daß sein blödes Lächeln beim Wiedersehen eines alten Freundes nur der ohnmächtige Ausdruck desselben herzzerschneidenden Gefühles sei, das den Eingekerkerten durchzuckt, wenn er durch die Gitterstäbe seines Thurmes, fern jenseits des Festungsgrabens, ein theures Wesen wandeln sieht, das er nicht erreichen, ja nicht einmal errufen kann.« —

Ein eigenthümlicher Zufall fügte es, daß Lenau's letztes Gedicht: »Blick in den Strom« ebenfalls in Seidl's »Aurora« im Jahrgange 1856 abgedruckt erschien. Schurz leitete es mit folgenden Zeilen an J. G. Seidl ein:

»Von Lenau, dessen erste Blüthe Ihre »Aurora« in die Welt trug, bringe sie jetzt auch die allerletzte! Die seine Wiege war, sei auch sein Sarg! Das Gedicht schrieb der große Dichter nur sehr wenige Tage vor dem Ausbruche seiner traurigen Krankheit, nämlich am 25. September 1844, zu Stuttgart nieder auf seiner unvollendeten Brautfahrt von Wien nach Frankfurt. In Geist und Gemüth empfangen hatte er dasselbe am 15. September, wo er auf einem Dampfschiffe

Wien verlassen, um nach Linz zu fahren. Dieser Tag gab gutes Wetter, und die Reisegesellschaft hielt sich den größeren Theil des Tages fast sämmtlich oben auf dem Verdecke, was unserem Niembsch die Cajüte zu einer einsamen willkommenen Klause werden ließ. Des Vormittags einige Stunden brachte er auch auf dem Verdecke zu, und nie war ihm eine Stromfahrt so ergreifend und bedeutend erschienen, wie diese. Seine Blicke hafteten meistens auf dem reißenden Strome. »Wenn man,« äußerte er sich später brieflich, »von was recht Liebem geschieden ist und um das Verlorne trauert, so ist es gut, in einen Strom zu schauen, wo Alles wogt, rauscht und schwindet, wie das Beste des Lebens. Diese Wehmuth hätte sich mir zur bitteren Qual gesteigert, wäre mir nicht mit den Wellen auch der Gedanke zugeschwommen, daß ich ja selbst auch so verrauschen würde und vergehen!« — Nehmen Sie es, Freund und mit Ihnen die gesammte deutsche Lesewelt wie ein heiliges Vermächtniß mit Andacht auf, dies Lied, denn, wissen Sie, es war Lenau — war, denn jetzt gedenkt er ja sein nicht mehr — theuer, »weil es«, wie er selber sich darüber aussprach, »eine gar süß schmerzliche Träumerei hat!«

Lustiges und Wahnsinniges.

Von seiner transatlantischen Reise sprach Lenau meist in verstimmtem Tone. Er litt viel durch rheumatisches Uebelbefinden in Amerika und am Scorbut auf der Seereise. Dieses letzteren Umstandes sei hier vorläufig auch als eines Momentes seiner endlichen Zerrüttung erwähnt. Amerika, als ein der Kunst abgewendetes Land, das nur die Interessen des Kaufmannes und

den Lohn der derben Arbeit kennt, erschien dem Dichter in keinem freundlichen Lichte. »Diese Vereinigten Staaten,« äußerte er drastisch und lachend, »sollten eigentlich verschweinte Staaten heißen. Da gibt es keinen muthigen Hund, kein feuriges Pferd, keinen leidenschaftlichen Menschen, nur wenn es Geschäfte zu machen gilt.«

Mittheilsamer als über seine Jugend und oceanische Reise war Niembsch über seinen Aufenthalt in Schwaben. Mit Vorliebe zeichnete und beschrieb er die ihm theuren Dichter und Freunde: den herrlichen Uhland, den phantasiereichen Kerner, den gemüthvollen Schwab, die trefflichen Pfizer, die treuen Reinbeck und Carl Mayer, die anmuthvolle Emma Niendorf. So lernten wir die uns in Oesterreich theuren Gestalten durch die plastisch-trefflichen Schilderungen gewissermaßen auch persönlich kennen und lieben. Ebenso vermittelte er in Schwaben, schilderte die dichterischen Persönlichkeiten der Oesterreicher, erklärte die Zustände, in denen sie lebten, und beide Theile konnten mit der schön gezimmerten Brücke zufrieden sein, die der Dichter zwischen ihnen schlug und durch seine Gesänge näher brachte und verbündete. Eines Geschenkes, das er den Schwaben brachte, rühmte er sich ganz besonders: der bis dahin fast unbekannten Lieder Franz Schubert's. Sie sind durch ihn jetzt heimisch dort und geliebt, wie in Oesterreich und wie überall, wo sie bewegt und bewegend gesungen werden. »Wie Alexander,« sagte Lenau einmal lächelnd, »klagte, daß er keinen Homer habe, so schmerzt es mich, daß Schubert und Beethoven vor dem Erscheinen meiner Gedichte gestorben sind. Dem Beethoven hätte ich ein Oratorium »Judas« gedichtet.«

Trotz allen Ernstes konnte Lenau sehr heiterer Laune sein.

Ein Herr Ferdinand Weigel, Beamter des k. k. Hofkriegsrathes, der durch eine Novelle »Paul Sorbait« und einige lyrische Gedichte bekannt worden war, las uns einmal ein Gedicht vor, in welchem einem armen, mit vielen Kindern gesegneten Mann ein Geist erscheint, von dem zu hoffen ist, daß er irgendwie hilfreich sein werde, aber, nachdem er zürnend gesprochen, sich wieder von dannen hebt und schauerlich erhaben endet:

»Die Kinder lass' ich dir,
Den Kirchthurm nehm' ich mit!«

Lenau ließ, scheinbar entzückt über die kühne Phantasie, den Herrn das Gedicht wiederholen. Der geschmeichelte Mann declamirte mit allem Pathos das Gedicht noch einmal. Lenau schnitt ein tief aufhorchsames Gesicht und deutete durch Blick und Fingerbewegung jene Stellen, an die ihm als die bedeutsamsten erschienen, und forderte den Dichter, als derselbe großartig wieder geendet hatte:

»Die Kinder lass' ich dir,
Den Kirchthurm nehm' ich mit!«

auf, das Gedicht zum drittenmale zu declamiren. Wir konnten kaum das Lachen unterdrücken, Lenau behielt die stoische Ruhe, und kopfschüttelnd murmelte er, wie noch nachgenießend, vor sich hin:

»Die Kinder lass' ich dir,
Den Kirchthurm nehm' ich mit!«

»Als ich nach Württemberg kam,« erzählte er einmal, »fuhr ich nach Weinsberg, um Justinus Kerner kennen zu lernen. Ein Diener wies mich eine Treppe hoch in die Wohnung des Doctors. Ich trat in eine Stube, sie war leer; ich wartete eine Weile, da mir aber Niemand entgegenkam, öffnete ich die Thüre der

zweiten Stube, auch diese war leer, in die dritte endlich eingetreten, sah ich ein wunderliches Bild: Auf dem Boden ausgestreckt lag lang und breit ein Mann, ihm zur Seite eine Frau, zur Linken und Rechten von ihnen Kinder. Sie lagen unbeweglich, doch konnte ich merken, daß sie lebten. Ich blieb betroffen stehen, die liegende Gruppe that ebenfalls nichts dergleichen, als ob ein Fremder eingetreten wäre. Ich nannte endlich meinen Namen, »Ah willkommen, lieber Niembsch! Wir probiren da eben, wie es sein wird, wenn wir so nebeneinander im Grabe liegen werden.« Ein andermal theilte er mit: »Aus Amerika zurückgekehrt und nach Stuttgart gekommen, bemerkte ich, daß die Familie Schwab mich mit einer gewissen scheuen Zurückhaltung behandle; es erging mir an demselben Tage noch bei mehreren Freunden so. Ich kehrte zu Schwab zurück, um mir Erklärung zu verschaffen. Da erzählte er mir lachend: Kerner habe acht Tage vor meiner Ankunft nach Stuttgart einen sehr betrübten Brief geschrieben, wie mich ein besonderes Unglück in den Urwäldern betroffen habe. Eine Aeffin hätte Neigung zu mir gefaßt, worüber ich ganz wahnsinnig entzückt geworden sei, und die hat in ihrer liebebrünstigen Zärtlichkeit dem armen Lenau die Nase abgebissen. Denkt Euch das Unglück!« Als die Freunde mich mit meiner unversehrten Nase wieder sahen, kam ihnen die humoristische Mittheilung zu ihrer großen Freude freilich unrichtig vor, aber sie trauten anfangs doch nicht recht, ob es mit der äffischen Liebschaft nicht doch vielleicht seine Richtigkeit habe.«

Aus Rückert's Munde erzählte er uns, wie dieser einmal, sehr nachlässig gekleidet, mit am Knöchel umgestülptem Beinkleide, in der unbeschuheten Hand einen derben Knittel, beim Minister W., der den Dichter und

trefflichen Charakter hoch ehrte, eingetreten sei und ein Herr, der zur Rechten des Ministers auf dem Sopha saß, ganz verlegen und ängstlich wurde, bis der Minister die Herren einander vorstellte: »Friedrich Rückert! Prinz von K., königliche Hoheit!« Das Gespräch wurde bald ein eben so geistiges als herzliches. Als einmal Rückert's beide Söhne krank darniederlagen, wachte der kummervolle Vater Tage und Nächte an ihrem Krankenbette. Als sie genesen waren, erzählte ihm seine Umgebung, wie er mit den Kindern, der Mutter, dem Arzte, den Dienern Alles in Versen und meist in gereimten Versen gesprochen habe, ohne auch nur, wie Rückert, als man ihm dies erzählte, versicherte, eine Ahnung davon zu haben. So versunken war der sorgengebeugte Vater in dem Schmerze um seine Kinder!

Er erzählte oft in heiterer Laune lustige Geschichten. Eigenthümlich war es, daß in ihnen oft der Wahnsinn eine Rolle spielte, oder doch das Barocke, das wie Wahnsinn auszusehen pflegte. Der Gedanke, wahnsinnig zu werden, trat ihm oft nahe, im Leben wie in seinen Liedern.

Ein berühmter französischer Irrenarzt legt in seinen reichen Erfahrungen auch die nieder, daß er bei Geisteskranken, die mit vorragender Phantasie begabt waren, es oft bestätigt fand, daß sie lange vor ihrer geistigen Zerrüttung mit dem Wahnsinne gespielt haben; so daß später nur constant wurde, was früher als wunderlicher Humor flüchtig auftauchte.

Als Lenau eines Tages mit dem Arzte Dr. Görgen aus dem silbernen Kaffeehause nach dem Kahlengebirge bei Wien einen Ausflug unternahm, hielt dieser vor seiner Irrenanstalt in Döbling, wo Lenau später endete, an, um einige Anordnungen zu treffen, und bat den Freund einzutreten. »Nein, nein!« sagte Lenau lachend,

aber nicht ohne Aengstlichkeit, »ich warte im Wagen. Da sind die Narren drin! das ist gefährlich, man könnte selbst ein solcher Narr werden.«

Einmal äußerte er: »Ich glaube zuweilen einen Dämon in mir zu haben, dem ich nicht widerstehen kann, der zum Unglück gravitirt. Kerner erzählte mir einmal, es habe sich ein Mädchen, mit dem ich getanzt hätte, wahnsinnig in mich verliebt, und in ihrem wirklich ausgebrochenen Wahnsinn glaubte sie die Königin von Ungarn zu sein.«

Das Gedicht »Traumgewalten« hat eine prophetische Bedeutung. Wir sehen:

»Die schlimmen Gäste,
Sie waren da zum nächtlichen Feste.
Ich schlief; mein Haus war preisgegeben,
Sie führten drin ein wüstes Leben.
Nun sind sie fort, die wilden Naturen;
In diesen Thränen find' ich die Spuren,
Wie sie mir alles zusammengerüttet
Und über den Tisch den Wein verschüttet.«

Eines Tages um jene Zeit stürzte die Magd, die den Dichter zu bedienen hatte, plötzlich ins Zimmer seiner Schwester und schrie »Jesus, Maria! der Herr von Niembsch ist ein Narr geworden!« Als man erschrocken zu ihm eilte, äußerte er lachend: »Ich habe die nur durch Gesichterschneiden und Augenrollen erschrecken wollen.« So erzählte er uns auch, wie er einmal im Eilwagen eine Dame, die ihm sehr langweilig war, durch simulirten Irrsinn mystificirte und sich ihr Gespräch fernhielt.

Der Billardtisch im silbernen Kaffeehause war besetzt, als Lenau kam, ein Umstand, der ihn gewöhnlich verdrießlich stimmte. Er setzte sich in eine Fensternische, Tabak dampfend und Gesichter schneidend. Ich mußte lachen über den wunderlichen Ausdruck, und als er

mich um die Ursache fragte, sagte ich ihm, daß er mich an einen Kopf des genialen, im Leben so barocken Bildhauers Messerschmidt erinnere, der in einem halben Hundert von Köpfen die verschiedenartigsten Leidenschaften und Empfindungen ausgedrückt hat, z. B. einen Gähner, einen Nießer, einen Dummkopf, einen Erhängten, einen unfähigen Fagottisten, einen Heuchler, ein zurückhaltendes Lachen u. s. w. Lenau kannte diese Büsten nicht und fragte lachend: »Kann man sie sehen?« — »»Der Besitzer, ein Herr Jütner, zeigt sie mit der freundlichsten Bereitwilligkeit.«« — »Ich gönne mir eben eine theuere Cigarre, denn ich bin mit den Versen, die ich heute gearbeitet habe, zufrieden und belohne mich. Bis die« — auf die Cigarre deutend — »Asche ist, wandern wir hin, Ludovice!« Wir gingen und standen bald vor den Büsten, welche eine kostbare Zierde jeder Gallerie, wie der Meister selbst, der sich als einen Lacher vorstellte, würdig wären, eine Nische in König Ludwig's Walhalla auszufüllen. Lenau bewunderte lange die Büsten. »Die sollte des Messerschmidt Landsmann, mein verehrter Justinus Kerner, sehen! In den Köpfen spielen Dämonen, nur wäre es ihm schwer, sie aus ihnen herauszutreiben, das haftet Alles unsterblich an dem Erz und Marmor!« Vor einzelnen Köpfen blieb er lange stehen, namentlich vor dem Kopfe: der innerlich verschlossene Gram, vor dem Feldherrn, vor dem Dichter, bei dem er es sehr humoristisch-ironisch fand, daß er statt eines Lorbeerkranzes einen Strick um die Schläfe gewunden hat. Die Gesichtsverzerrung des erbosten, rachgierigen Zigeuners, der ihm vor allen anderen Köpfen gefiel, suchte er nachzuahmen, eben so den Schalksnarren und den Erzbösewicht. »Gehen wir,« sagte er endlich, »das reizt mich, alle diese Gesichter nachzuschneiden. Ein Dichter

sollte keine Caricaturen anschauen, geschweige denn sie nachzuahmen suchen. Es muß Etwas in diesem Bildhauer gewesen sein, was ihn leicht hätte zum Narren werden lassen; glücklicher Weise lagerte es sich als Kunst in ihm ab.«

Faust und Gespenster-Geschichten.

Im Winter des Jahres 1835 zog eine heitere Karawane aus dem silbernen Kaffeehause nach dem Bauernmarkte in die Wohnung des Dichters Max Löwenthal. Lenau hatte versprochen, da seinen »Faust« vorzulesen. Wir wußten, daß dem Dichter, trotz der großen Verehrung für Goethe's gleichnamige Dichtung, der Stoff »nicht bis in den Grund erschöpft« zu sein schien; namentlich, meinte er, sei der gewaltigen Sage, wie sie das Volk dichtete, nicht genug gethan. »Den Faust muß auch in der modernen Dichtung der Teufel holen!«

»Kein And'rer spricht wie der Poet
Ein Lied, das ihm vom Herzen geht«

sagt Lenau's Faust zum Minister. Die Art und Weise, wie Lenau las, war ganz eigenthümlich. Nicht weil er die ungarischen Heiden und die braunen Geigenspieler und Cymbalschläger auf ihnen oft besungen hat, auch ohne diesen Umstand hätte sein Vorlesen an eine melancholische Zigeunermusik erinnert. Das ging in wehmüthig weich klingenden Molltönen, bis zuweilen ein scharfer, greller Laut, einige wilde Accorde emportauchten aus der monotonen Fluth. Das edle Antlitz des Dichters war der belebteste Commentar seiner

Dichtung, seines Vortrages. An der Stirne zog es in mannigfachen Bildungen, das Auge sah zuweilen groß auf, um für längere Zeit sich wieder unter die zusammengezogenen Brauen zu verbergen. Alle Zuhörer, unter ihnen Grillparzer, Hammer-Purgstall, Zedlitz, Schurz und Andere noch, waren begeistert, wenn wir uns auch gestehen mußten, daß durch einen pantheistischen »Faust« der durch und durch christlichen Idee der deutschen Volkssage ebenfalls nicht genügt war, und daß Goethe im »Faust« den ewigen Menschen selbst, Lenau zwar ein höchst bedeutendes, großartig ringendes Individuum, nur sich selbst hingestellt habe. Ein charakteristisches Merkmal, das auch den Byron-schen »Manfred« von Goethe's »Faust« unterscheidet und wieder auf die bereits angedeutete Verwandtschaft Byron's mit Lenau zurückführt.

Als das Gedicht im Jahre 1836 gedruckt erschien, waren die Freunde über den zur Zeit der Vorlesung noch nicht gedachten, wenigstens noch nicht geschriebenen Schlußmonolog Mephisto's gar sehr überrascht. Die bis dahin pantheistische Weltanschauung erhielt durch den Epilog plötzlich einen unerwarteten, christlichen Abschluß:

»Du warst von der Versöhnung nie so weit,
Als da du wolltest mit der fieberheißen
Verzweiflungsgluth vertilgen allen Streit,
Dich, Welt und Gott in Eins zusammen schweißen.
Da bist du in die Arme mir gesprungen,
Nun hab' ich dich und halte dich umschlungen.«

Der Briefwechsel zwischen Lenau und Dr. Martensen, dem nachmaligen, vor einem Jahre erst verstorbenen Bischof und Confessionär des Königs von Dänemark, mit dem Lenau während eines Winters in Wien viel verkehrte, dürfte erklärend sein. Er hatte

ihn veranlaßt, sich in theologisch-christliche Studien und in die Schriften der Mystiker zu versenken.

Die Richtung, die Lenau nun in seinen Studien nahm, die düstere Weltbetrachtung, machten seine Freunde bange, und sie fingen an, mit einer schweigenden Scheu, die sich nur selten Worte erlaubte, ihn gewähren zu lassen. Er selbst wehrte sich in geistreich derben Strophen gegen jeden ihm entgegengetretenen Widerspruch; so entstand eine ganze Reihe von Gedichten polemischer Natur, die unter dem Titel: »Literarisches« in dem Bande »Neuere Gedichte« (1838) aufgenommen sind; deren eines gegen E. v. B. »An einen Tadler«, ein anderes gegen E. v. F. »Einem kritischen Nacht-arbeiter« gerichtet war; beide hat der Dichter, der die gute Meinung der bezeichneten trefflichen Männer denn doch nicht verkannte, in späteren Auflagen seiner Gedichte nicht aufgenommen, bis sie in den vom Dichter selbst nicht »Gesammelten Werken« wieder erschienen sind.

Eine Eigenthümlichkeit seines Wesens, wie sie sich mannigfach in seinen Schriften ausprägt, war es, das Dämonische zu lieben und in seinen Schauern zu schwelgen. Schubert's »Ansichten von der Schattenseite der Natur«, dessen »Geschichte der Seele« neben den mystischen Schriften der Gnostiker, der Kirchenväter wurden seine Lieblingslectüre und blieben, wie seine ungewöhnliche Tages- und Nachtordnung, von der wir später als auch einem Momente seiner physischen Zerrüttung sprechen werden, nicht ohne wichtigsten schädlichen Einfluß auf ihn. Er ließ sich gerne Geister- und Gespenstergeschichten erzählen, vor Allem gefielen ihm die lustigen, sie konnten ihn in die heiterste Stimmung versetzen, zur Bearbeitung jedoch wählte er nur jene, die, tiefen Ernstes voll, ein schauerlich Erhabenes an sich trugen.

Es war im Winter des Jahres 1835. Wir begrüßten im silbernen Kaffeehause zwei schwedische Dichter, die, auf der Reise nach Italien, Wien kennen lernen wollten. Der Eine, Böttiger, hatte für ein episches Gedicht: »Gustav Adolph« den Preis errungen, der Andere, Hagberg, den Aristophanes ins Schwedische übersetzt. Der Letztere sprach fertig deutsch und bekundete dies auch durch ein kleines Gedicht »An Wien«, das in Kaltenbaeck's »Archiv für Geschichte und Literatur« abgedruckt wurde. Lenau forderte ihn auf, uns schauerliche Geschichten aus dem Norden zu erzählen. Der Schwede, heimlich ernst einleitend, sagte: »Gehen wir fort von hier, es sind zu viele Menschen. Es muß Wein in den Gläsern, und die Stube darf nur matt erhellt sein, da will ich Euch schauerliche Geschichten erzählen.« Wir gingen in eine Weinstube. Der Frost fing draußen an, die Scheiben dick zu versilbern, und in einer ganz eigenthümlichen Darstellungsweise erzählte er uns das Märchen, wie in seiner Heimat die Alfen, neckische, kleine Gestalten, heimlich leise im Wintersturme des Nordens an die Wohnungen der Menschen kommen und zum Troste für die, welche um den Frühling bangen, Blumen an die Fenster zaubern, die aber nur weiß und kalt sind. Wenn aber die Schläfer des Morgens halbwach auf ihren Lagern noch träumen und das Morgenroth an die Fenster scheint, so meinten sie, rothe Rosen, Tulpen und Nelken zu sehen, und sie glaubten daran, daß es wieder werde Frühling werden.

In Lenau's Gedichten sind »Der traurige Mönch« und »Anna« nach Erzählungen Hagberg's an diesem Abende. Den Stoff des letzteren Gedichtes habe ich ebenfalls, und zwar vor Lenau, bearbeitet und unter dem Titel, den Hagberg mittheilte: »Die Kinderlose«

in der »Wiener Zeitschrift« drucken lassen und später in meinen »Gesammelten poetischen Schriften« aufgenommen.

»Ich sprach,« erzählte uns Lenau, »einmal über Geistergeschichten in einer Gesellschaft. Dabei rollten meine Augen so wild dämonisch, und zuhörende Mädchen fing es so zu gruseln an, daß sie aus Furcht weinten.« Und fortfahrend erzählte er, wie er einmal schlafend seinen Namen rufen hörte. Er fuhr auf, sah aber nichts. Nebenan in der Stube schlief ein Student, der gleichzeitig an seiner Thüre klopfen hörte, darüber erwachte und auch nichts sah; ihm war aber, als ob er auch habe Niembsch schreien hören. »Ich habe lange geglaubt,« schloß er seine Mittheilung, »es müsse wer von meinen Bekannten gestorben sein.«

Lenau äußerte bei dieser Gelegenheit, daß es ihm als ein Kennzeichen eines Poeten erscheine, wenn er Mythen und Legenden erfindet, die so tiefsinnig oder naiv oder gewaltig sind, als hätte sie ein Volk — dieser größte aller Poeten — erfunden. Er winkte lächelnd und declamirte aus seinem »Faust« beispielsweise die Verse:

»Wie jener Hirt in Waldeseinsamkeit
Um's Haupt im Kreise schwang das Flammenscheit,
So schwingt der ew'ge Hirt mit starker Hand
Im Kreis um's feste Haupt den Weltenbrand,
Zu scheuchen fort aus seiner Nacht die Eule,
Die sonst ihm krächzend naht: die Langeweile.«

Geigenspiel und Musik.

Die Lebensweise Lenau's in Wien war eine sehr einfache, aber wenig geeignet, seiner Gesundheit zuzusagen. Man fand ihn nur durch kurze Zeit in einem großen, luftigen Zimmer, im Casino auf dem Mehlmarkte, und vier Treppen hoch einmal im Hause des silbernen Kaffeehauses wohnend. Meist waren es düstere, kleine Stuben, mit der Aussicht in einen engen, dunklen Hofraum, bequem, aber eben nicht heiter eingerichtet, die er bezog. Eine solche Wohnung war die bei seinem Freunde Löwenthal in der Kärntnerstraße. Auf der Commode stand »der ausgebälgte Geier«.

»Du todter Geier siehst noch immer wild und edel,
Und neben dich gestellt hab' ich den bleichen Schädel.
Ich lasse dir nach ihm den Schnabel niederhangen,
Als hättest du gespeist das Fleisch von seinen Wangen.
Es mag an deinem Blick sich gern das Aug' entzünden.«

Dem Leser Lenau'scher Gedichte, vorzüglich aber der »Albigenser«, ist das Bild des Geiers ein wohlbekanntes, welches des Dichters Phantasie in stets wechselnder Gestalt braucht. In dieser Stube stand auch eine Büste, die der Dichter apostrophirte:

»Traurig kehrt' ich eines Abends
In mein einsam düstres Zimmer;
Ha, ich fand des Mannes Büste,
Den ich höchst als Meister ehre
Nebst dem schroffen Urgebirge
Und dem grenzenlosen Meere.
Ein Gewitter in den Alpen,
Stürme auf dem Oceane
Und das große Herz Beethoven's
Laut im heiligen Orkane.«

Auf einem Tische lag eine treffliche Geige, einige alte und neue Bücher, auf dem Schreibtische einzelne

zerstreute Blätter. Hier las er mir den kühnen Eingang seiner »Albigenser« vor:

»O, wäre solch' ein Tiger mein Genosse,
Mit Geisterkrallen, unsichtbarem Rachen,
Mir den Gedankenherd treu zu bewachen,
Den Einbruch wehrend meinem Feindestrosse!
Wenn mein einsames Herz Gedanken hämmert,
Daß ich die Welt und ihren Gram vergesse,
Wenn mir an seiner hellen Feueresse
Die Morgengluth des heil'gen Sabbaths dämmert!«

Der Dichter machte an jenem düsteren Wintermorgen auf mich den Eindruck eines mittelalterlichen, ascetischen Mönches in einsam dunkler Zelle, dem die Lohe heiliger Gluth in Blick und Wangen emporsteigt, und den der Zorn über die Verderbniß der Welt so tief ergriffen hat, daß ihm unbewußt prophetische Worte von den Lippen tönen!

Er hatte die letzten Verse:

»Ich wünschte mir den Tiger zum Genossen,
Schon ist in meinem Geist sein Hauch zu spüren
Und durch mein Herz sein wildes Blut ergossen!«

gelesen, legte rasch das Blatt auf den Tisch und, nach der Violine langend, äußerte er: »Das Letzte und das Tiefste läßt sich doch nicht mit Worten sagen, der Geist muß wie ein Schiff vom dürren, steinigen Gedankenstrande sich fortschnellen und dem unbestimmt fluthenden Oceane der Gefühle — der Musik überlassen. In der Musik, wenn sich's übersetzen und erklären ließe, liegt das Geheimniß.« Nun spielte er. Es war ein wildes Aufjauchzen, dann ein sterbendes Verzittern, es weinte und lachte aus den Saiten. Es klang wie die Fidel, die Lenau's Mephistopheles in der Dorfschenke streicht. Es war kein bestimmtes Musikstück, ein kühnes Improvisiren, ein

wildschönes, todinniges, zum Sterben wehmüthiges Lenau'sches Gedicht. Lenau hatte geendet, ich saß noch, vom Eindrucke getroffen, schweigend, da trat er, plötzlich in Heiterkeit übergehend, zu mir hin: »Nu, nu, ich hab' Dich ja ganz melancholisch gelesen und gegeigt!« Er fing nun an, ein lustiges Liedel zu pfeifen — er konnte dies ganz vortrefflich — und dabei, indem er abwechselnd mit Ferse und Zehen den Tact dazu stampfte, eine Art tanzende Bewegung anzunehmen. Er legte hierauf die Violine sorgfältig in einen Kasten und deckte sie zärtlich, wie eine Mutter ihr Kind, mit einem Tuche zu. »So ein Instrument will zart und aufmerksam behandelt sein! Wie lange braucht es, bis der Geist der Harmonie sich in dem Holze zurechtgefunden hat! Wie auf einer mit Puder bedeckten Glastafel durch fortgesetzte Striche an derselben mit einem Geigenbogen sich die bekannten Klangfiguren bilden, so erzeugt oder vielmehr zeugt der Bogenstrich über die Saiten den Ton ins Holz hinein. Der wohnt nun drin und fängt zu singen an, wenn der echte Meister mit der Zauberhand kommt. Hundert Jahre aber vor ihm muß der Baum gefällt sein, aus dessen Brettern seine Violine gezimmert ist. Das klingt dann wie aus dürren Aesten die lustigsten Vögel. Die vortrefflichste Geige aber, wenn ihr erster Spieler ein Pfuscher ist, verdirbt, denn er bringt falsche Schütterungen des Holzes hervor, und die Atome schwingen sich in kein harmonisches Verhältniß.« Lachend sprach er weiter: »Ich weiß es freilich nicht, wie es kam, daß unser Walzergeiger Lanner, als er noch nicht berühmt war und keine gute Violine besaß, Bier in sie hineingoß und ausschwenkte, um sie besser klingen zu machen. Vielleicht hielt er sie für eine Musikantenkehle. Ha, ha, ha!«

Da sich kaum mehr Gelegenheit bieten wird, von der musikalischen Richtung Lenau's zu sprechen, so mögen einige Aeußerungen von ihm, wie wohl bei anderen Anlässen gethan, hier ihren Platz finden:

Wir hörten bei Compositeur Josef Dessauer, von dem Lenau äußerte: »Man muß diesen gefühlvollen Liederdichter kennen lernen,« einen früh hingeschiedenen geistigen Knaben Filtsch trefflich Clavier spielen. Das Spiel versetzte Lenau in langes Nachdenken, endlich äußerte er: »Erscheinungen wie die Jugendfrische dieses Knaben lassen wirklich zu keinem rechten Gedanken über die Kunst kommen. Versteht er, was er spielt, oder geben wir einer gewissen Vollendung der Ausführung nicht etwa zu leicht den Titel einer bevorzugten Künstlernatur? Eines aber kann den Dichter trösten, seine körperlose Kunst hat doch bei Weitem weniger Täuschendes und Einnehmendes in sich. In ihr erkennt doch leicht jeder die Fertigkeit der Form und die Tiefe der Gedanken als geschiedene Größen. Und es war noch kein großer Dichter ein solcher als Kind.«

Ein andermal sagte er: »Gehen wir zu Dessauer, um einen gesetzten Heine von Hoven (Johann Freiherr Vesque von Püttlingen) zu hören. Für mich unterliegt es nun gar keinem Zweifel, daß Hoven nächstens: »Es blasen die blauen Hußaren« oder »Der König Wismawitra« componiren wird. Ich meinte bisher stets, zu einem Liede gehöre der gleichmäßige Verlauf einer Empfindung und höre da, wie »das Pfarrhaus« und die Geschichte von dem »vermutheten« Mehl und Eiereinkauf mit Beifall aufgenommen sind. Sogar »die Lappländer« sollen von ihm gesetzt sein. Mich wundert nichts mehr von diesem Manne.«

Einmal lud uns Josef Fischhof, ein classisch gebildeter beliebter Clavierlehrer zu sich ein, um Franz Lißt, der seit seinen Kindertagen nicht in Wien gewesen war, zu hören. Lißt spielte, ohne eben Enthusiasmus bei den zahlreich als Gästen anwesenden Musikern zu erregen. Lenau äußerte zu einigen ihn umgebenden Freunden: »Ich kann diese Spielleute, die sich die Haare lang wachsen und den Kopf von ihnen wie von Mähnen umflattern lassen, nicht gut leiden. Da beuten sie durch ihren geisttödtenden Fleiß zu ihrem eigenen pecuniären Bedarf die schöpferischen Meister aus, die meist gedarbt haben. Sie sind wie die Komödianten, die sich ebenfalls höher dünken als die Dichter. Das Clavier ist mir mit seinen vorbereiteten hölzernen Tönen überhaupt verdächtig. Wie anders ist es bei der Violine, wo fort und fort die Seele mittelst der Finger den Ton erzeugen muß. Darmsaiten und Nerven, das ist der Unterschied!«

Neben classischer Musik spielte Lenau gern ungarische und steirische Volksweisen. Von den Letzteren sagte er: »Man hört aus ihnen die allmächtige Stimme der Sehnsucht heraustönen. Es liegt ein himmlisches Heimweh in diesen Gebirgsmelodien!« Er erzählte einmal, wie er oft stundenlang in Weinsberg, wo Justinus Kerner auf dem alten Thurme, in welchem Lenau seinen Faust dichtete, eine Aeolsharfe spannte, die Saiten gestimmt habe. »Mir war dann, wenn ich sie melancholisch tönen hörte, als vernehme ich Stimmen einer anderen Welt, wie eine Bürgschaft fürs Jenseits.«

Ueber Beethoven, von dem er häufig sprach, äußerte er sich einmal: »Dieser Göttliche durchströmt, wenn ich ihn höre, mein ganzes Herz. Er wirkt auf mich, wie kein Geist auf Erden. Ich nehme selbst

Shakespeare nicht aus. Wenn ich ihn lange nicht höre, fühle ich ein Weh im Herzen.«

In zweifacher Bedeutung charakteristisch für Lenau ist folgendes Erlebniß, das mir Herr Adolf Ritter von Herz, ein intimer Freund Lenau's und Grün's, mittheilte. Er kam eines Abends ins silberne Kaffeehaus, wo er den Dichter allein, rauchend und, wie es schien, in Gedanken versunken fand. »Warum so traurig, Niembsch? Fahre mit mir nach Güns, wo ich Geschäfte habe. Das wird Dich aufheitern.« Rasch erwiderte dieser: »Wann reisest Du?« Auf die Antwort: »In zwei Stunden,« stand er frisch auf: »Gut, ich reise mit.« In Güns angelangt, nahm Herz den Freund zu seinem Geschäftsfreunde mit, dem Sohne eines gelehrten ehrwürdigen Rabbiners, dessen Urenkel jetzt als Freiherren in Wien ansäßig sind. Mit diesem ließ er sich, während Herz das Geschäftliche besprach, sofort in ein theosophisches Gespräch ein. Bald kämpften sie muthig mit einander über den Vorzug der christlichen und jüdischen Religion, was, wie immer, damit endete, daß Keiner den Andern überzeugte, aber Lenau später zu der Aeußerung veranlaßte: »Ein merkwürdiger Greis! Ich glaube, der Koloß von Rhodus wäre leichter umzustürzen gewesen, als der von seinem Talmudpiedestale. Er hat mich durchaus nicht überzeugt, aber es erweckte dieser Weise Ehrfurcht in mir.«

Von da verfügte sich Lenau in den Gasthof, um seinen Freund, der noch Geschäftliches abzuthun hatte, zu erwarten. In der zu ebener Erde gelegenen Schenke spielten, inmitten zahlreicher, zechender Bauern, Zigeuner auf. Lenau setzte sich diesen gegenüber, ließ sich Wein vorsetzen und wies den Wirth an, auch den Musikanten einzuschänken, damit sie ihm aufgeigen. Als sie dem Wunsche Folge leisteten und geendet hatten,

rief Niembsch »Eljen!«, was die Anwesenden, auf den Fremden aufmerksam geworden, den sie für einen »Schwaben« (Deutschen) halten mochten, schreiend wiederholten. Die Lust wurde immer brausender und steigerte sich zum heftigsten Lärm, als unser Dichter aufstand und den primgeigenden Zigeuner in ungarischer Sprache anging, ihm die Violine zu leihen, er wolle den Rakoczymarsch mit ihnen geigen. »Eljen, Eljen!« schrieen die nun erstaunten Bauern und rückten drängend um die Zigeunergruppe herum. Lenau fing zu geigen an. Schon bei den ersten kühnen Strichen wurde es plötzlich still in der Wirthsstube, eine fast andächtige, lauschende Stimmung ergriff die Zuhörer und brach zuletzt in lauten Jubel aus. Einer der Bauern drängte sich an Lenau heran: »Mußt Sohn aines Zigeuner sain!« rief er ihm zu und umarmte den kühnen Geigenspieler, und weinselig wie er war, küßte er ihn ab. Einige der Bauern hoben den Geiger auf ihre Arme und trugen ihn unter fortgesetzten begeisterten Eljenrufen in der Schänkstube herum.

In diesem Momente trat Herr von Herz ein und blieb verblüfft von der Scene und der phantastisch komischen Situation seines Freundes, an der Thüre stehen, bis ihm dieser, von den Schultern der begeisterten Bauern niedergleitend, lachend den Hergang erzählte.

Wer denkt nicht an die Scene »Der Tanz in der Dorfschänke« im »Faust«, wo Mephistopheles ebenfalls in einer Dorfschänke eine Geige ergreift und die Hochzeitsgäste in unbegreifliche Lustigkeit und in Sinnenrausch hineingeigt. Das eben geschilderte Erlebniß steht jedenfalls in poetischem Widerglanze vor dem Leser der tiefsinnigen Faustdichtung. — —

Meist konnte man Lenau noch gegen Mittag im Bette finden, vor dem giftstarker Kaffee dampfte, wäh-

rend ihn die stärksten Cigarren in eine »duftige Narkose« versetzten. Er brachte die Nächte lesend und schreibend zu. »Mein Organismus braucht viel Schlaf, die geistige Arbeit macht ihn sehr müde,« äußerte er, als ich ihn Mittags einmal noch im Bette fand. Er liebte kräftige, schmackhafte Kost und starken Wein, ging fast nie in Gesellschaft; er nannte »die Geselligkeit ein Laster für den Poeten«. Auch ging er selten spazieren, und so mußten langsam, aber um so sicherer die Elemente zur Entwicklung kommen, die eine noch stärkere Natur unterwühlt hätten.

Gebirgstouren.

Seine Lebensweise fand nur dann eine Unterbrechung, wenn er, der ihm innewohnenden Zugvogelnatur folgend, bald in die oberösterreichischen und steirischen Gebirge wanderte, bald seine fast jährlich gewohnte Reise nach Schwaben unternahm. Wer sich in Lenau's Gedichte vertieft hat, kann wie in einem tiefen Seespiegel die schauerliche Erhabenheit der urweltlichen Gebirge, die geierumkreisten Gletscher, die finsteren Wälder unseres Vaterlandes sehen. Den österreichisch-steirischen Alpen, die er auch scherzweise seine »Schulmeister« nannte, ist Lenau, wie dem Oceane, seine erhabensten, aber auch seine tief-melancholischesten Anschauungen schuldig geworden. Von solchen Ausflügen und Reisen kam er jedesmal kräftiger aussehend, munterer zurück. Als ich ihn nach einem solchen zu einer Gemsenjagd wieder im silbernen Kaffeehause mit der Frage willkommen hieß: »Nun, wie ist's gegangen, Niembsch?« antwortete er improvisirend:

»O Einsamkeit! wie trink' ich gerne
Aus deiner frischen Waldcisterne.«

Von einer Gebirgsreise zurückgekehrt, äußerte er: »Meine Wallfahrt galt der Einsamkeit, dieser wahren Muttergottes der Menschen.«

In einem mir von seinem Schwager Schurz mitgetheilten Briefe aus Gmunden im Salzkammergute, datirt 3. Juli 1831, schildert er einmal selbst einen solchen Ausflug in die Hochgebirge:

»Vorgestern habe ich den Traunstein bestiegen. Um 6 Uhr Morgens fuhr ich von Gmunden zu Wasser ungefähr fünf Viertelstunden nach der Lanauerstiege. Meine Begleiter waren Hansgirgl und seine Schwester Nani, er ein rüstiger Gemsenjäger, sie eine hübsche blauäugige Dirne. Wir stiegen aus und die steilen Stufen hinan. Schon am Fuße des Berges hatte mich eine Art Freudenrausch ergriffen, denn ich ging voraus und kletterte die Stiege mit solcher Eilfertigkeit hinauf, daß mir der Jäger oben sagte: »Das ist recht! so halt! weil Sie da herauf so gut kommen sind, werden Sie auf den Traunstein wie ein Hund hinauflaufen.« Und es ging trefflich, in drei Stunden waren wir oben. Welche Aussicht! Ungeheure Abgründe in der Nähe, eine Riesenkette von Bergen in der Ferne und endlose Flächen. Das war einer der schönsten Tage meines Lebens; mit jedem Schritte bergan wuchs mir Freude und Muth. Ich war begeistert. Wenn mir mein Führer sagte, jetzt kommt eine gefährliche Stelle, so lachte ich, und hinüber ging es mit einer Leichtigkeit, die ich bei kaltem Blute nimmermehr zusammenbrächte, und die mir jetzt am Schreibtische unbegreiflich vorkommt. Meine Zuversicht stieg mit jedem Schritte; ganz oben trat ich hinaus auf den äußersten Rand eines senkrechten Abgrundes, daß die Nani aufschrie, mein Jäger aber frohlockte: »Das ist Kuraschi, da ist noch keiner von den Stadtherren außitreten!« Der

gute Kerl wollte mich bereden, in Gmunden zu bleiben noch einige Zeit, er würde mich dann mitnehmen auf die Gemsenjagd. Bruder! die Minute, die ich auf jenem Rande stand, war die allerschönste meines Lebens, eine solche mußt auch Du genießen. Das ist eine Freude! trotzig hinabzuschauen in die Schrecken eines bodenlosen Abgrunds und den Tod heraufgreifen sehen bis an meine Zehen und stehen bleiben und so lange der furchtbar erhabenen Natur ins Antlitz sehen, bis es sich erheitert, gleichsam erfreut über die Unbezwinglichkeit des Menschengeistes, bis es mir schön wird, das Schreckliche; Bruder! das ist das Höchste, was ich bis jetzt genossen, das ist ein Vorgeschmack von den Freuden des Schlachtfeldes! Ich jauchze, wenn ich daran zurückdenke. Wenn Du nach Gmunden kommst, geh zum Jagerhiesl hinterm Traunstein, laß Dich führen und Dir jene Stelle zeigen, da tritt hinaus und denke dann in der seligsten Minute Deines Lebens an mich, Du wirst mich dann noch mehr lieben.«

Ein ernsterer Ausflug anderer Art war es später, den Lenau mit dem Dichter Alexander v. Württemberg unternahm, um Zeuge eines Zweikampfes zu sein, über dessen Ursache, die verletzte Ehre einer Frau, er beharrlich schwieg. — —

Savonarola.

Indem ich früher von den »Albigensern« sprach, habe ich eigentlich meinen Erinnerungen vorgegriffen und kehre zu jener Zeit zurück, wo Lenau mit den Vorstudien zu »Savonarola« beschäftigt, die Freunde zu Herrn Adolf v. Herz einlud, um des dänischen

Theologen Dr. Martensen Abhandlung über den »Faust« zu hören. Lenau war mit unserer kühlen Aufnahme dieser Schrift wenig zufrieden, wir sahen in ihr eine Bestärkung der mystischen Richtung, die der Dichter nun einschlug. Es muß hier um so mehr von der Aufnahme des »Savonarola« in Wien gesprochen werden, weil kein gedrucktes Zeugniß in Oesterreich, wo des Dichters Werke nicht einmal dem Titel nach in Journalen genannt werden durften, darüber vorliegt. Die Einen freuten sich der Wendung im Gemüthe des Dichters; er hatte sich vom Pantheismus abgewendet, nun sogar gegen ihn gepredigt; wobei es ihm freilich unwillkürlich passirte, daß, während er das Heidenthum unterliegend darstellen wollte, er es fast sieghaft erscheinen machte. Andere jedoch erschraken gar sehr über den Feuerbrand, den der Dichter in die Behausungen des Priesterthums warf. Beide Parteien aber bäumten sich gegen die Zornblitze, die des Dichters Geist auf den Thron des Königthums schleuderte und gegen die elementarisch gewaltige Rede für die Republik. Während so Denjenigen, die an des Dichters Christenthum sich erbauten, die Freude getrübt wurde, söhnte ein freilich ungläubiger Theil der Leser sich mit ihm wieder aus, der den romantisch kühnen Dichter des »Faust«, des »Raubschütz«, wieder zu erkennen glaubte, der gleichsam Buße that für die Unklarheit von Versen wie folgende im »Savonarola«:

»Die Sehnsucht, die so lange Tage
Nach Gotte hier auf Erden ging,
Sie ward Maria — und empfing.«

Diejenigen aber, die von rein künstlerischem Standpunkte das Werk betrachteten, konnten sich mit der Verachtung des ewig klaren, heiteren Hellenismus nicht befreunden, während sie in den lose zusammenhängenden

Romanzen durch keine Kunst der Composition entschädigt wurden. Wie große Schönheiten in einzelnen Theilen, in einzelnen Anschauungen das Buch auch enthielt, doch blieb es hinter den Erwartungen zurück, die man vom Dichter des »Faust« hegte. Eine Schrift über »Savonarola« von Uffo Horn war wenig geeignet, die allgemeine Ansicht umzustimmen; sie erzeugte vielmehr Mißbilligung, wie sie sich auch in einem Briefe von Caroline Pichler — von deren Beziehung zu Lenau ich später sprechen werde — mit folgenden Worten ausdrückt:

»Es liegt meinem Gefühl nach eine unendliche Anmaßung darin, wenn so ein junger Mensch, der kaum noch ein paar Schritte auf der Bahn des öffentlichen Ruhmes gemacht hat, sich zum Defensor und gleichsam Protector eines Mannes aufwirft, der längst schon einen entschiedenen, glanzvollen Platz auf jener Bahn eingenommen hat.« —

Im Jahre 1837 kehrte ich von Italien zurück. Mich interessirte besonders durch Lenau's »Savonarola« das Kloster St. Marco in Florenz. In der Zelle, in welcher der in Flammen aufgegangene Dominikaner, der kühne Vorgänger des Huß, des Hieronymus »und so weiter« lebte, hängt schwarz eingerahmt sein Porträt. Ein junger, todtblasser, ascetisch aussehender Dominikanernovize saß davor, um es zu copiren. Ich benützte den Zufall und fragte den jungen Geistlichen, ob gegen eine fromme Gabe für das Kloster von ihm eine Copie für den deutschen Dichter, der soeben die Martyrologie des Savonarola gedichtet, zu erhalten wäre? Er versprach die Copie. Ich weiß nicht, was ihn sein Wort zu lösen gehindert haben mag. Als ich zurückgekehrt, Lenau davon erzählte, beklagte er dies sehr. Wir sprachen darüber, da fragte er: »Was

für ein Gesicht hat denn der Mann gehabt?« — »»Ein sehr häßliches, abstoßendes fast.««— »Gut, daß ich das nicht gewußt habe, es hätte mich gestört. Also ein garstiger Kerl, der Savonarola?« schloß er mit lautem Lachen.

Wie der Dichter Christ wurde.

Ich wagte bei diesem Gespräche über »Savonarola« eine Frage, die mir seit Langem eine geistige Angelegenheit war. Ich that es zu guter Stunde, denn Lenau war in mittheilsamer Stimmung. Ich fragte ihn, wie er, der vorzugsweise lyrische Dichter, dem ich nicht, wie dem dramatischen, objective Gestalten gelten lassen dürfe, von der in alle Welt ausgegossenen Gottheit zu der geoffenbarten hinübergedrängt worden sei? Er schwieg eine gute Weile, seine Augenbrauen zogen sich zusammen, an der Stirne trat die bekannte Falte, wie ein Gedankenstrich hervor, seine Augen starrten zur Erde, als ob er geheimnißvolle Zeichen entziffern wollte, und heftig Tabakwolken um sich verbreitend, sprach er endlich: »Ich ritt einmal über eine Heide, sie war schneebedeckt, aufflatternde Raben nur waren die schwarzen Gedanken der Heide. Ich fühlte mich mit meinem innern warmen Leben so allein in der weiten kalten Welt. Es kam mir lächerlich vor, mit dem kleinen Lebensfunken Trotz bieten zu wollen dem Alles starr machenden Winteroceane. Endlich mußte er doch siegen. Ich fühlte mich sehr einsam in der weiten Welt, und tief traurig. So war ich, mich meinem Pferde überlassend, in einen Wald gekommen; jenseits desselben in einem Dorfe war ich von Freunden erwartet. Plötzlich spielte ein Licht-

schimmer über die schneebedeckten Tannenzweige, und bald sah ich mir zur Linken ein Jägerhaus, durch die Fenster leuchtete es hell heraus, mich lockte ein seltsamer Zug, ich möchte es nicht Neugierde nennen, das Thun in dem einsamen Jägerhause zu belauschen. Ich stieg vom Pferde, band es an einen Baum und schritt leise, um die Bewohner nicht zu stören, zum Fenster. Drin brannte ein lustiger Weihnachtsbaum, glückliche Kinder, halb fröhlich, halb erschrocken, ließen sich von ihren freudig bewegten Eltern Gaben herabreichen, die an den Zweigen hingen. Ich konnte die Worte nicht hören, die sie sprachen, aber ich konnte sehen, daß Kinder und Eltern warm und selig bewegt waren, und ich fühlte mit ihnen, und die Thränen hingen als Reifperlen an meinen Wimpern. Ich kehrte zurück zu meinem Pferde, bestieg es und ritt weiter. Aber es war eine andere Stimmung in mich gekommen. Ich fühlte, daß die Kluft zwischen dem Leben des Menschen und der ihm kalt gegenüber trotzenden Natur eine unausfüllbare sei, und daß die Creatur eines Mittlers bedürfe, damit sie nicht verzweifle und untergehe. Die Feier der Weihnacht in dem einsamen Jägerhause war ein Leuchten der Erkenntniß für mich, ich fühlte mich nicht mehr einsam; eine heitere, selige Stimmung goß sich, wie die Wellen eines warmen Bades, um meine erstarrte Seele, und — so bin ich Christ geworden!«

Die Polizei. — Ungarn.

Den Freunden des Dichters erschien damals wichtig und vielleicht für seine Gemüthsstimmung einzig rettend irgend eine praktische Thätigkeit, die ihn ge-

zwungen hätte, der regelmäßig wiederkehrenden Forderung jeden Tages zu genügen. Es hätte ihn wohlthätig abgelenkt von dem steten in sich Versenken, von der ewig träumerischen Arbeit seines Geistes. Er äußerte einmal: »Beethoven sei darum so gewaltig geworden, weil er nur der einen Gedanken- und Gefühlsrichtung huldigte und immer nur dem Großen sein Auge zuwendete, wobei ihm sogar seine Taubheit glücklich zu statten kam, indem sie ihn vom Leben völlig abschnitt.«

Wir betrachteten es als eine glückliche Aussicht, da es sich darum handelte, daß Niembsch die Professur der Aesthetik an der k. k. Theresianischen Ritterakademie in Wien übernehmen sollte. Der Plan scheiterte: Lenau, selbstbewußt, war nicht zu bewegen, um die Stelle schriftlich zu bitten, und damals hatte man es nicht in der Uebung, ausgezeichnete Männer als Lehrer zu berufen. Was galten Gelehrte und Künstler? Wenn sie gegen den Willen und ohne Unterstützung des Staates sich dennoch Ruhm erwarben und das Vaterland vor aller Welt verklärten, lud dieses sie — vor die Polizei, wenn sie es wagten, ihre Schriften ohne Censurbewilligung drucken zu lassen. Hr. Nikolaus Niembsch von Strehlenau wurde denn ebenfalls vor die Polizei gefordert, und gefragt, ob er identisch sei mit Nikolaus Lenau? Als er dies bejahte und ihm vorgehalten wurde, wie er denn gegen das bestehende Censurgesetz habe handeln können, berief er sich auf seine ungarische Heimat, wo kein gleiches Gesetz verbiete, Bücher außerhalb des Landes drucken zu lassen, und forderte, vor seine Landesrichter gestellt zu werden. Man begnügte sich, dies zu Protokoll zu nehmen und Lenau widerfuhr keinerlei Anfechtung weiter.

Die Geister in Ungarn regten sich, die Landtage wurden belebter und postulirender. Als ich einmal

bemerkte: »Wie wäre es, Niembsch, wenn Du Dich in den Landtag wählen ließest? Es wäre schön, wenn Du neben den Männern Ungarns, z. B. neben Szecheny* stündest. Es wäre ein edler Wirkungskreis, in welchem Du Deine schwarzen Todesgedanken los würdest! Deinen Schnurrbart müßtest Du freilich mit Speck spitzig zuwichsen!« Niembsch lachte herzlich über den Einfall, erwiderte aber nach einer Pause ganz ernsthaft: »Dazu tauge ich nicht: erstens bin ich der ungarischen Sprache nicht so mächtig, um Reden halten zu können, zweitens verstehe ich wenig vom ungarischen Rechte, und vor erstens und zweitens: ich passe nicht mit meiner Bildung zu meinen Landsleuten; ich rühme mich nicht dessen als eines Vorzuges, vielmehr möchte ich so urwüchsig, so feurig und so naiv, so hußarentapfer und gutherzig sein, wie sie. Ich bin aber ein deutscher Dichter.«

Ich schalte hier eine kurze Bemerkung über Politik, die er nur selten berührte, ein, weil sie als eine prophetische sich genau bewährte: »Es scheint, daß sich über Oesterreich ein Verhängniß erfüllt und zwar dadurch, daß, wenn die Alten: Metternich, Sedlnitzky u. s. w. sterben, kein Jüngerer sich finden wird, der ihre Grundsätze fortführen möchte, so daß das öffentliche Leben in Oesterreich in zehn Jahren eine ganz andere Physiognomie haben wird.«

In dem Gedichte: »An mein Vaterland!« mahnt der Dichter durch keine Anspielung an Ungarn, wenn auch die Grüße an Alpen und Eichen eben auch nicht auf's Bestimmteste das deutsche Land meinen. Seinem Heimatlande, was denn doch unbestritten Ungarn ist,

---

* Im Jahre 1848 wurde Szecheny in der Irrenanstalt zu Döbling Lenau's Genosse.

da er daselbst geboren wurde und bis zum 18. Lebensjahre verweilte, verdankte der aus slavisch-schlesischem, ursprünglich Niemč sich nennenden Stamme entsprossene Dichter viele innige, seine eigenthümlichsten Anschauungen. Die meilenweite Pußta, auf ihr der Hirt mit den wilden Pferden, die Räuberschänke, aus welcher das todesmuthige Lied Rakoczy's, des Rebellen, klingt, die Zigeuner, der träumerische Fischer an der Theiß, die vorüberstürmenden Hußaren, die Werbung bei wilden Geigen, und Sporenklirren, der feurige süße Wein von Tokai sind Gestalten, Bilder, Klänge, Erinnerungen aus Ungarn. Der fast mythische Dichter Klingsor und der Mythen dichtende Lenau, die Beide donauaufwärts nach den deutschen Landen fuhren und in Sängerkämpfen sich Lorbeeren erwarben, sind die wunderbarsten Dichtergestalten der Magyaren, wenn auch Beide nicht in der Sprache der Magyaren geschrieben haben. Lenau selbst nannte sich einen streng österreichischen Dichter.

Als Pest im Jahre 1838 durch eine Ueberschwemmung ungeheuer gelitten hatte und Friedr. Witthauer ein Album, zu dem die edelsten dichterischen Kräfte Oesterreichs Beiträge lieferten, herausgab, eröffnete Lenau dasselbe mit einem herrlichen Prologe und theilte mehrere seiner schönsten Gedichte für seine unglücklichen Landsleute in demselben mit: »Der gute Gesell« — »Die drei Zigeuner« u. s. w. Der Prolog sollte von der Censur eine kleine Abänderung erleiden, die sich der Dichter nicht gefallen lassen wollte. Er ging zum Censurbeamten und gerieth da, wie er oft und selbst bei unbegreiflich kleinen Anlässen es konnte, in einen Berserkerzorn. Gustav Schwab nannte dies in einem Gespräche, das ich in Stuttgart mit ihm über den unglücklichen Freund führte, die wilde Hußaren-

laune in ihm. Der Beamte suchte zu beschwichtigen, bat höflichst um Mäßigung. In solcher Weise hatte vielleicht kein österreichischer Schriftsteller mit einem Herrn aus dem Bureau des Grafen Sedlnitzky ge= sprochen, und die beanständete Stelle, an sich nicht gefährlich, blieb unverletzt. Man wartete im silbernen Kaffeehause, um zu hören, was die »hochlöbliche« Censur mit Lenau gesprochen. Er kam ganz zornroth an, die angebotene Pfeife — bei ihm ein bedenkliches Zeichen — wies er ab und setzte sich, ohne zu grüßen, grollend hin. Als endlich Einer fragte: »Nun, Niembsch, was ist's?« schrie er fast: »Nichts ist's! Nichts wird gestrichen! Man muß sich von dem Grafen Sedlnitzky nicht auf die Leier sch..... lassen!« In demselben Momemte, als schäme er sich seines cynischen Ausdrucks, fing er herzlich zu lachen an, worauf alle Chorus machten.

Kritik über Andere und sich selbst.

Wenn auch die Kritik in Oesterreich sich über »Savonarola«, über Lenau's Dichtungen überhaupt nicht vernehmen lassen durfte, so traf den Dichter die gesprochene oder die noch empfindlichere, die — ge= schwiegene Kritik, gegen die es keine Abwehr gibt, um so tiefer. Er konnte damals merken, wie man den kühnen Dichter des »Faust« im späteren Werke ver= misse, wie man überhaupt den Lyriker über den Epiker stelle. Hier muß, um den schmerzlichen Eindruck, den solch' kälteres Entgegenkommen in ihm bewirkte, zu er= klären, eines charakteristischen, pathologischen Zuges Lenau's gedacht werden: er war hochmüthig! Es ist

dies keine individuelle Erfahrung; Alle, die ihn näher kannten, haben sie gemacht. Es äußerte sich diese Stimmung seines Wesens höchst selten, wenn er durch einen noch so bescheidenen Tadel zur Abwehr oft nur einige Worte hinwarf, oder wenn er im Zorne, zu dem er leicht zu bewegen war, sprach. Er hatte freundliches, oft überaus herzliches Wohlwollen für Menschen, die, ohne der Literatur anzugehören, ihn lieb hatten, ebenso gegen Alles, was sich ihm künstlerisch unterordnete, oder ihm höchstens ebenbürtig erschien. Obergeordnete Naturen — wenn sie Poeten waren — suchte er oft durch die herbste Kritik, die ihm meisterhaft in Gedanken und Ausdruck zu Gebote stand, zu besiegen. Oft aber, wenn er merkte, daß man etwas erstaunt seine Urtheile anhöre, strebte er durch eine plötzliche heitere Wendung des Gespräches, das er mit Lachen begleitete, die unangenehme Wirkung zu verwischen. Bei dem stolzen und wahrlich auch berechtigten Selbstbewußtsein war es doch psychologisch merkwürdig, wie er auf das leiseste Wort des Lobes oder des Tadels im kleinsten Winkelblättchen hinhorchte, wie es ihn stunden-, oft tagelang heiter oder melancholisch, meist zornig stimmen konnte. Für Huldigungen war er sehr empfindlich. »Die Dichter,« sagte er einmal, »sollten wie im Mittelalter die Troubadoure, reisen und ihre Gedichte selbst vorlesen. Das ist das Einzige, um was ich den dramatischen Dichter beneiden könnte: er cassirt seinen Beifall gleich in einer 1000-Guldennote ein, ich muß mich langsam und in langen Unterbrechungen mit kleiner Münze auszahlen lassen.« Wirklich hatte er die Idee, in größeren deutschen Städten seine Dichtungen vorzulesen, wie dies jetzt nicht selten in Deutschland und in Oesterreich gang und gäbe ist.

In Stimmungen, wie die oben angedeutete, mochten wohl die Verse entstanden sein:

»Ein off'ner Wald am Straßensaume
Ist dein Gedicht, du mußt's ertragen,
Reibt sich an seinem schönsten Baume
Ein Schwein mit grunzendem Behagen.«

Lenau Kritik sprechen zu hören, war höchst interessant. Schade, daß er nur einmal, ich glaube »Ueber Naturpoesie« eine niedergeschrieben hat. Einzelne kritische Aussprüche mögen hier folgen:

Ludwig Uhland.

»Seine Gedichte verdanken ihren ungemeinen Beifall einer glücklichen Constellation; übrigens ist es fast unglaublich, wie geschickt Uhland Walther's von der Vogelweide Lieder wiedergibt. Man muß diese lesen, man glaubt Uhland zu lesen, und vice versa.«

Gustav Schwab.

»Es ist etwas Eigenes mit seinen Sachen, sie gehen sehr schlecht, und ist doch viel Gutes daran, denn er hat etwas Divinatorisches in sich. Schwab arbeitet laut und im Zimmer auf- und abgehend, nein, rennend, stürmend! Daher mag es wohl kommen, daß sein Rhythmus so fest auftritt.«

Gustav Pfitzer.

»Es ist schade, sehr schade um ihn! Er hat seine Frische eingebüßt, seitdem er sich mit Uebersetzungen abgibt. Das ist eine gar tödtliche Uebung für den Dichter, das Uebersetzen! Natürlich der Gedanke und die Empfindung sind da, und er muß die widerspenstige Sprache nüchtern behandeln lernen, um treu zu sein.

Sein Gedicht »Hermes Psychopompos« ist ein gar ausgezeichnetes. Ein gutes Gedicht ist genug zum ewigen Leben, z. B. »das Herz« von Schmidt von Lübeck. So ein Gedicht ist auch »Hermes Psychopompos«.

Friedrich Rückert.

Rückert sandte Lenau für dessen Frühlingsalmanach eine große Anzahl Gedichte und erwähnte in bescheidener Weise: Er müsse bei seinen Producten durch die Masse den Gehalt ersetzen. »Ich habe sie alle aufgenommen, wenn auch manches schwache darunter war, weil es sich anders einem solchen Meister gegenüber nicht geschickt hätte.« Rückert's »Vulkanische Sonette« nannte er überhaupt die besten Sonette.

Ferdinand Freiligrath.

Als dessen Gedichte einmal sehr gelobt wurden, meinte er: »Ausgestopfte exotische Vögel! Prächtige Farben, inwendig kein Leben!«

Karl Immermann.

Von seinem »Münchhausen« sagte er: »So sehr das ganze Buch in Galle getränkt ist, gibt es doch werthvolle Aufschlüsse über das innere Fortleben eines poetischen Geistes, der selbst in solchen Strömen von Galle nicht ersaufen konnte. Das Beste von Immermann ist »das Tulifäntchen«, kein deutscher Schriftsteller ist so sarkastisch wie er.«

Johann Peter Eckermann.

Auf die Bemerkung: daß Eckermann Goethen im Schlafrocke, im Negligé seines Herzens gezeigt und

trotz aller Bewunderung für Goethe ihm geschadet habe; erwiderte Lenau:

»Eckermann und Goethe,
Blaserohr und Flöte.«

Marie Louis Alphons Lamartine.

Eines Tages sagte er mir: »Du mußt den Alexander von Württemberg kennen lernen. Wir trinken heute statt beim »Neuner« einen schwarzen Kaffee bei dem Poeten im »goldenen Lamme« in der Leopoldstadt.« Ich erwähne hier anläßlich des Besuches nur eines Zornmomentes Lenau's, als wir Lamartine's eben erschienene Poesien lobten. Mit flammendem Gesichte rief er zu unserem Schreck: »Solche Gedichte wie dieser Lamartine sch..... ich, wenn ich mich auf den L....... setze.« Als wir Beide schwiegen, brach er plötzlich, wie über sich selbst, in ein Gelächter aus: »Ich meine es nicht so hochmüthig. Der Lamartine kann schon etwas machen, aber ich kann es besser.«

Als das Gedicht »Der Ritt durch die Wüste« vom Grafen von Württemberg gedruckt war, welches dieser für meine »Sonntagsblätter« eigens geschrieben hatte, äußerte Lenau: »Ich liebe es, wenn ein Reiter spornstreichs im Sturme dahin jagt; aber ein ergreifenderer Anblick ist es, wenn ein Reiter gesenkten Hauptes mit niederhängendem Zügel, verschränkten Armen, mitten im Rasen der Natur langsam dahintrabt und die Dämonen des Sturmes sich in seinen Locken fangen.«

Dr. Gustav v. Franck und Alex. Baumann

hatten sich zusammengethan, um eine Posse, die der »Malheur-Schorschel« (Georg) hieß, zu dichten! Die Posse, im Theater an der Wien aufgeführt, gewährte nur

das negative Amusement, daß sie vom Publicum statt belacht, ausgelacht wurde. Am folgenden Tage sagte Lenau, als man ihn um seine Meinung fragte, von den Verfassern: »Wenn man in die Praterallee des Ruhmes fahren will, muß man sich nicht auf einen Zeiselwagen (so hieß in Wien ein ordinäres Fuhrwerk) setzen.«

Christian Baron Zedlitz.

Als das »Waldfräulein« erschien und Lenau lange dagegen sprach, rühmte Einer hervor: »Aber durch das Ganze weht ein so frischer Walddust.« — »»O! ja,«« erwiderte Lenau, »»es duftet wie ein Wald, durch den man eben eine Heerde Böcke gejagt hat. Seine »Todtenkränze« verdienen übrigens schon ihrer Censurgeschichte wegen nicht vergessen zu werden. Die sind poetisch.««

Friedrich Halm's

Theatergestalten nannte er »Tragantfiguren, aufgelöst sind sie Leim und Zuckerwasser«.

Ernst Freiherr v. Feuchtersleben.

»Ich glaube, er wird selbst kein Dichter heißen wollen, denn er ist ja ein gescheidter Mann, er ist weise, mir wirklich zu weise; er sucht für alle Gegensätze eine Versöhnungsformel, er ist ein Hauptfriedensstifter! Auch für das Entgegengesetzteste weiß er eine Formel zu finden, die es vereint; während der Dichter gerade die Gegensätze hervornimmt und ausbreitet.«

Ladislaus Pyrker

nannte er »den langweiligsten aller Poeten, der eigene Leser, d. h. Agenten besolde, die seine Werke aufkaufen müssen, damit nur bald eine neue Auflage zu Stande

komme. Die deutsche Nation läßt sich nun einmal, wie sein Verleger Cotta gerne möchte, keinen Homer octroyiren.«

Eichendorf

»ist ein höchst poetischer Taugenichts. Er tritt immer mit dem epischen Elemente ins Haus, mit dem lyrischen heraus.«

Von Franz Stelzhamer,

dem obderennsischen Dialektdichter, sagte er, um dessen bekannte Eitelkeit zu charakterisiren: »Der nennt sich den sechsten Dichter: Nr. 1 Homer, Nr. 2 Shakespeare, Nr. 3 Calderon, Nr. 4 Dante, Nr. 5 Goethe, Nr. 6 Ich! Will man echte Poesie schöpfen und hören, muß man zu dem kommen.« Ernsthaft mag ich darüber nicht reden, er wird aber ungeheuer überschätzt.«

Karl Egon Ebert.

Als man ihn als Dichter mit Wärme rühmte, erwiderte Lenau: »Er ist nicht mehr, aber ein sinniges Talent, ein böhmischer Edelstein, den der schwäbische Dichtergeist facettirt hat.«

Anastasius Grün.

»Bei Grün trifft man alle Secunden ein Bild, alle Minuten einen Gedanken und Poesie in allen Ecken.«

Franz Grillparzer.

Die allgemeine Huldigung des bedeutendsten Dichters in Oesterreich konnte Lenau nicht theilen, und er sprach dies bei verschiedenen Anläßen aus. Als man ein, namentlich wegen einer geistreich poetischen Bezeichnung Wiens, berühmtes Gedicht in seiner Gegen-

wart las und lobte, schwieg er lange; endlich sagte er in Beziehung auf die Stelle:

»Zu andern Grenzen lebensmatt
Die irren Schritte lenk' ich.«

»Irrer Schritt! Irrer Schritt! Warum irrer Schritt mit fünfzig Jahren? Man muß wissen, welchen Schritt man machen soll und ihn dann auch machen, wenn man dabei auch Jemandem auf den Fuß treten sollte! Ueberhaupt sollte man glauben, dieser Dichter meine, es sei in Wien nicht literarische Lebensluft. Das ist aber nicht wahr, denn die österreichischen Dichter sind in ihren Schöpfungen gar nicht gestört, man ist es viel mehr in Stuttgart.« Als ihm gegen diese Ansicht Einiges eingewendet, auf die Censur hingewiesen wurde, wie er selbst nur unter angenommenem Namen, als Ungar sich schützen könne, und wie er nicht eigentlich zu den österreichischen Dichtern zu zählen sei, rief er ganz erregt: »So? So? Ich habe die Mehrzahl meiner Gedichte hier, meinen »Savonarola«, so wie Grün seinen »letzten Ritter« ganz hier empfangen und wir sind Beide recht eigentlich österreichische Dichter!«

Als Grillparzer's 53. Geburtstag von allen Poeten und Künstlern Wiens solenn gefeiert wurde, weigerte sich Lenau hartnäckig, bei dem Feste zu erscheinen.

Die Aeußerungen, die Lenau oft that, hingen übrigens von seiner momentanen Stimmung ab; man konnte oft genau das Entgegengesetzte von ihm hören; scheinbar bis zur Untreue mit sich selbst. Ihn beherrschte, wie Elektrisirmaschinen, feuchte oder trockene Luft.

Nachdem wir Lenau über Andere vernommen haben, ist es gewiß interessant, einige Aeußerungen über ihn, von ihm selbst gethan, zu hören und einige Apho-

rismen über Kunst und Leben von ihm folgen zu lassen, wie er sie bei verschiedenen Anlässen ausgesprochen hat.

»Gäbe es nicht so viele Blattläuse in der Kritik, es gäbe auch nicht so viele Disteln und Unkraut in der Literatur.«

»Wer die Griechen und Shakespeare genau liest, der muß einsehen, daß er eigentlich gar kein Recht hat, ein Drama zu schreiben. Es ließe sich gewiß mit der Ausbildung dieser Kunstform noch Großes leisten, aber es müßte eine neue dramatische Kategorie aufgefunden werden. Ich habe diese Felder sehr aufmerksam durchgegangen und weiß, wo noch etwas zu leisten ist, wo nicht, nämlich etwas eigenfüßig Bedeutendes. In der Lyrik z. B. da ist Keiner, Keiner, der mir entmuthigend entgegenstünde, wie im Drama. Lyrik und lyrische Epik sind die beiden Gattungen, die sowohl der Zeit am nächsten treten, als in ihnen auch noch die frischesten Lorbeeren zu erringen sind. Man muß sie freilich zu brechen wissen! Da waren die Alten andere Käuze! Die classische Tragödie ist noch ein ehrbares Weib, das auf Zucht und Sitte hält. Unser modernes Trauerspiel ist eine Buhlerin, die ausgehalten werden will.«

»Wo mir kein Stoff vorliegt, da dichte ich am liebsten, da fühle ich mich am bequemsten.«

Er hatte Dingelstedt's Aufsatz über erzählende Poesie in der »Augsb. allgem. Ztg.« gelesen und aufrichtige Freude über die Anerkennung der »Nibelungen im Frack« ausgesprochen, an denen man, wenn sie auch nicht so gefallen wie die vorangegangenen Dichtungen Grün's, dennoch den Meister erkenne. Das Lob Zedlitz's fand er ungemessen und schloß mit der Bemerkung: »Der Aufsatz läßt mir allerdings mein Recht, ist aber nicht in einem günstigen Sinne über mich ver-

faßt. Denn Eines hat der Verfasser, und zwar ein wichtiges Moment, nicht berührt: meine Natursymbolik, in welcher ich auch meinen Anspruch machen kann. Seit Spees »Trutznachtigall« hat die Natursymbolik Keiner wieder aufgegriffen, bis ich.«

Lenau ließ sich seine »Waldlieder« vorlesen, um, wie er sich äußerte, ein Urtheil über ihren Klang und Rhythmus zu gewinnen. Nach der Lesung hörte er schweigend das Lob über die Lieder an, dann sagte er: »Ich habe in ihnen den schönen, sehnsuchtsvollen Ton widerklingen gehört, den ich so sehr liebe und ihn wiederzugeben getrachtet.« Als das dritte Lied:

»Durch den Hain mit bangem Stoße«

als das vorzüglichste hervorgehoben wurde, nahm er die übrigen als gleich bedeutend in Schutz und meinte: »Ja, ja, der Reiz eines Gedichtes läßt sich nun einmal nicht bestimmen.«

Jemand äußerte, wie es seltsam sei, daß in den »Albigensern« eigentlich kein Held den Mittelpunkt bilde? erwiderte der Dichter: »Allerdings hat das Gedicht einen Helden: Den Zweifel.« —

Vor dem Bette Lenau's dampfte wieder der stärkste Kaffee, er mochte wieder dem Aufwärter zugerufen haben: »Nehmen Sie viermal so viel Kaffee für eine Tasse als für andere Leute!« Es war des Morgens, die Stube in Rauchwolken gehüllt, draußen fiel der Schnee in dichtem Gewimmel. »Schön!« rief er dem Eintretenden entgegen. »Es schneit tüchtig, heute brauchen wir keines Ueberfalles gewärtig zu sein. Das ist ein Wetter, in dem sich jeder Hund nach Hause trollt!« Hierauf fing er an, als hätte er sich nur im Sprechen irgend eines wohldurchdachten Vortrages unterbrochen: »Das abgerechnet, was der Mensch durch fremdes Bei=

spiel und Lehre sich erwirkt und was ihm genommen werden kann, bleibt als das Eigene desselben denn doch nur die Summe seiner individuellen Gefühle, Anschauungen und Gedanken über. Es gelingt nur dem Feinfühlenden, seine Gefühle durch Worte mehr als anzudeuten und von denen Anderer bezeichnend kund zu geben. Weil aber, je klarer wir denken, und je wahrer wir fühlen, auch das Bestreben, uns auszudrücken, um so inniger und tiefer sein wird, muß auch das Mittel des allgemeinen Gedankenausdruckes um so sorgfältiger gewählt werden, denn man muß zugeben, daß in allen ursprünglichen Gefühlen und Gedanken, ich möchte sagen, ein Grundstreben liegt, das nämlich: nicht nur anerkannt zu werden, sondern sich Andern gleichsam aufzudrängen, einzuverleiben, sich in ihnen zu behaupten! Das Wort, das man gebraucht, muß mehr sein als ein grammatikalischer Bestandtheil einer Sprache, die von Millionen sinnlos und unverzeihlich verschleudert wird. Viele handhaben die Schlußformen deutscher Rede, und noch viel mehr füllen unsere poetischen Formen aus; aber wie wenige erreichen das Treffende des Ausdruckes der Unmittelbarkeit. Es sind in Prosa und Poesie so viele Wendungen und Bilder Gemeingut geworden, daß wir manches gerne lesen, was eigentlich nur der Gedanke der Form mit sich bringt. Das kommt wohl daher, daß die Leute meinen, weil wir alle schon von Jugend auf schreiben, seien wir auch dazu erlesen. Oder, weil der Eine oder der Andere reich an Gefühlen ist, habe er das Recht, Anderen davon vorzulegen, die daran ärmer sind. Aber was geschrieben wird, ist es nicht meist Abgeschriebenes, und was gesungen wird, ist es nicht meist Nachgesungenes? Und wird die Kunst so vermehrt und erhalten? Nein, nein, nein! Wenn

Jeder, er handhabe die Feder noch so geschickt, das überlegen wollte, darnach streben würde, sich darum bemühen möchte, was ihm in Bezug auf seine Vollendung fehlt, zu erreichen, dann erst könnten wir von wahren Künstlern und Dichtern reden. Man mag sagen, was man will, Kunst ist auch Arbeit! Und von allen Schöpfungen der Schrift werdenden Seele wird keine sogleich das rechte Wort finden, wenn man die sogenannten genialen Producte abrechnet, die mehr spukhaften, rasch auftretenden und nicht viel langsamer verschwindenden Erscheinungen gleichen, als unabweisbaren Gestalten.«

»Kunst ist eine befreite Natur.«

»Was haben wir, die wir Dichter sind, vor den Andern voraus? Daß wir mit Bewußtsein ihre Dummheiten belächeln und doch Stunden haben, in denen uns das brechende Herz nicht mit dem Verstande durchläuft.«

»Das Göttliche in der menschlichen Natur ist die Liebe, als angeborene Fähigkeit zum Glücke.«

»Der Mensch ist ein schwer fühlendes Vieh.«

»Es gibt eine unbewußte, unerklärliche, willenlose Liebe, aber keinen gründlichen Haß. Das ist das Dämonische am Hasse, daß er die Seele von Allem absondert und sie immer und immer wieder dem Gehaßten gegenüberstellt.« —

So herb Lenau's Kritik gegen fertige, bereits anerkannte Dichter und Schriftsteller war, so wohlwollend, ja liebreich kam er den Jüngeren, deren Streben ihm gefiel, entgegen. Halbe Tage widmete er ihnen oft im Gespräche, entwickelte ihnen seine Gedanken über Kunst, machte sie auf das Geheimniß der Form aufmerksam, auf das, was sie lesen, was sie im Leben meiden oder suchen sollten, und verhielt sich in dieser geistig herzlichen Weise völlig so, wie ein

schöndenkender Philosoph des Alterthums, der gerne Jünglinge um sich versammelte, um sie durch Wort und Beispiel an ein edles Ziel zu geleiten, oder sie für ein solches vorzubereiten. Ludwig von Morajn (Med. Dr. Löhner), dessen Gedichte im Sturme des Jahres 1848 verhallten, nichtsdestoweniger, wieder hervorgesucht, eine Zierde der österreichisch-deutschen Literatur bleiben werden, würde, wenn er noch lebte, diese Ansicht bestätigen.

Julius von der Traun (Jur. Dr. Alexander Schindler), den ich bei Lenau einführte, bewahrt noch das Manuscript seiner am deutschen Volksliede erwachten Lieder, zu deren fast jedem Lenau eine Bemerkung schrieb, eine Aenderung vorschlug und die besten an das Morgenblatt in Stuttgart einsendete. Moriz Hartmann, Betti Paoli (Barbara Glück) und Eugen Obermayer — dessen Aufzeichnungen in einem treu geführten Tagebuche ich hier einige Urtheile und Aussprüche Lenau's zu verdanken habe — bewahren dem edlen Todten die dankbarste Erinnerung, die der Erstere durch die Widmung seines lyrischen Buches: »Kelch und Schwert« ausdrückte. Mit Sorgfalt suchte Lenau Obermayern, dem er viele Aufmunterung widmete, vor zu frühem Auftreten zu bewahren. Eintretend einmal bei Lenau, begegnete mir ein blonder, sehr junger Mann, der ihn eben verließ. »Hast Du Dir Den angesehen? Der ist auch von unserem Handwerk.« Folgende sechs Verse aus einem seiner Gedichte werde ich als ein Motto wählen:

»Es ist umsonst, es blüht kein Baum
So stolz, als wie sein Jugendtraum.
Und keiner war so saftig grün,
Daß sich verlohnte sein Bemüh'n!
Im tiefsten Mark ein Jeder fühlt,
Wie heimlich ihn ein Wurm durchwühlt.«

Es gewährt mir eine wehmuthvolle Befriedigung, dem Trefflichen, Treuen es nachzurühmen, was ich selbst ihm an Belehrung und Aufmunterung schuldig geworden bin. Nachdem ich ihm mein episch-lyrisches Gedicht: »Cristoforo Colombo« vorgelesen hatte, trug er mir zu meiner freudigsten Ueberraschung an, den Druck desselben zu vermitteln; seiner Empfehlung verdankte ich es, daß es nebst den mir von Hammer-Purgstall gewidmeten »Duftkörnern« bei dem Verleger des Lenau'schen »Frühlings-Almanachs«, Fr. Brodhag in Stuttgart, gedruckt wurde. Meine »Sonntagsblätter« schmückte er mit den originell schönen Gedichten: »Die Korybanten« — »Das Dilemma« — »Naturbehagen« — »Der Räuber im Bakony«. So sehr mich all' dies äußerlich förderte, so gering ist es gegen die geistig herzliche Theilnahme, gegen das liebevolle Aufschließen seiner inneren bedeutenden Persönlichkeit, und ich muß es beklagen, hier manches, auch biographisch Merkwürdige vorerst noch unausgesprochen zu lassen.

Diese liebenswürdig fördernde Weise Lenau's charakterisirt auch ein Brief Dr. Constantin Wurzbach's, den er mir seinerzeit schrieb:

»Lieber Freund!

Ich eile, Ihnen dasjenige, was in meinem Gedächtnisse von Lenau lebt und theilweise auch in meinem Tagebuche aufgezeichnet ist, mitzutheilen, und Ihnen um so mehr, der mich, den damals völlig Unbekannten, bei ihm einführte. Im Jahre 1840 erhielt ich von meinem Obersten im 30. Infanterie-Regimente einen Urlaub nach Wien. Ich war Feldwebel im obgenannten Regimente. Sie führten den Feldwebel in seiner militärischen Tracht zu Lenau. Wir traten in ein Hofzimmer, und am Schreibtische, der am Fenster stand,

saß Lenau und schrieb. Sie führten mich ihm als Musensohn auf, was ihn beim Anblicke meiner militärischen Tracht sichtlich befremdete. Sie verließen uns bald, und ich blieb mit Lenau allein. »Was für ein Landsmann sind Sie?« fragte mich Lenau, mir auf einem Sopha Platz bietend, den er neben mir einnahm. »Ich bin aus Laibach gebürtig,« entgegnete ich. »Aus Laibach,« begann er verwundert, »so müssen Sie Joseph Emanuel Hilscher kennen, der dort lange lebte. Sind denn in Krain die Musen unter die Soldaten gerathen?« Lächelnd entgegnete ich: »»Vielleicht etliche Soldaten unter die Musen.« — »»Hilscher besitzt eine tiefe poetische Ader,«« begann Lenau. »»Mein Freund Frankl hat sich ein schönes Verdienst um die deutsche Literatur durch die Herausgabe seines Nachlasses erworben. Ich begreife es, daß sich Hilscher vorzugsweise ausländischen Poeten zuwendete, er hatte wohl Rücksichten, seine eigenen Gedanken nicht auszusprechen. Es ist ein trauriger Uebelstand, daß oft Männer von tiefem Gefühl, und die fähig sind, demselben das rechte Wort zu leihen, sich außerhalb Sphären bewegen müssen, in denen ihr Geist sich frei ergehen könnte. Ihnen ist es wohl ebenso?«« Ich schützte meine Jugend vor, setzte aber hinzu, daß ich mich auch vorzugsweise mit Uebersetzungen befasse. »Warum das? Sie verlieren auf diese Art Ihren eigenen Boden. Aus welcher Sprache übersetzen Sie?« — »»Aus der polnischen.«« — »Da haben Sie freilich Gelegenheit, uns Deutschen manches mitzutheilen, was interessant ist. Die polnischen Dichter haben Seele, ich kann es mir denken, wie die Schwermuth alle Dichtungen dieses Volkes mit einem Schleier überzieht, der uns begierig macht, denselben zu lüften. Mickiewicz! Blos dieses Dichters wegen wollte ich, daß ich Polnisch verstünde. Ich kenne Manches aus

den Dichtungen dieses Mannes, ich habe leider unzulängliche Uebersetzungen einzelner Poesien von ihm gelesen, aber der Genius der Poesie läßt sich selbst mit dem Commißmantel einer matten Uebersetzung nicht ganz verhüllen. Mir war es immer, wenn ich jene Dichtungen las, als stünde ich unter einer Trauerweide. Uebersetzen Sie ihn nur fleißig, denn nur ein Poet kann den Poeten einer fremden Zunge uns möglichst nahe bringen. Haben Sie vielleicht etliche Arbeiten mitgebracht?« — »»Nein,«« erwiderte ich. — »Dann bringen Sie mir bald etwas mit, ich will auch Ihr Talent kennen lernen.« Meine Freude über Lenau's zuthuliche Weise war sehr groß; doch wollte ich den Dichter nicht länger stören und schickte mich an, fortzugehen, aber Lenau hielt mich zurück, befragte mich über meine Verhältnisse, wie es gekommen, daß ich Soldat geworden. Sein Antheil an meinem Berichte war der eines Freundes, und erst nach einem langen Gespräche ließ er mich fort. Nach etwa acht Tagen besuchte ich Lenau zum anderen Male, diesmal brachte ich von Mickiewicz das Gedicht »Farys« oder »Der Ritt durch die Wüste« und einige Originalgedichte mit. Ich debutirte mit »Farys«. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit lauschte Lenau. Als ich geendet hatte, lagerte sichtliches Wohlgefallen auf seinen Gesichtszügen. Lange noch verharrte er schweigend und nahm zuletzt mir das Manuscript aus der Hand. Nachdem er Einzelnes stille vor sich hin gelesen hatte, begann er: »Sind Sie schon lange in Polen?« »»Ueber drei Jahre liegt das Regiment, in welchem ich diene, in Krakau.«« — »Der Einfluß der slavischen Sprache ist auf Ihr Deutsch hörlich, es verräth sich in einzelnen Wendungen, die im Vorlesen nicht stören, aber beim Selbstlesen auffallen.« — »»Ich wollte mich

strenge ans Original halten.«« — »Das sehe ich,« fuhr Lenau fort, »das thut auch nichts zur Sache, die Uebersetzung ist doch aus einem Gusse, und der poetische Hauch ist trotz aller Treue unversehrt geblieben. Die kleinen Mängel werden sich beseitigen lassen, wenn Sie das Gedicht einige Wochen liegen lassen und dann nochmal durchsehen. Das Gedicht selbst ist ein Meisterstück und behandelt einen nicht verbrauchten Stoff mit hinreißender Gewalt. Das polnische Volk ist auch so ein Reiter durch die Wüste, das allen möglichen Drangsalen begegnet, aber den Kampf mit dem Samum hat es nicht bestanden. Der Schluß des Gedichtes überrascht mich fast, weil ich ihn bei Mickiewicz nicht so vermuthet hätte; das verleiht dem Gedichte den hohen Werth, daß er sich strenge an die Sache hielt und selbst da, wo er in seine patriotische Schwärmerei verfallen konnte, das rein menschliche und nicht das nationale Element bewahrt hat. Uebersetzen Sie nur fleißig den Mickiewicz und auch die anderen polnischen Poeten, da gibt es eine reiche Ausbeute; Sie werden sich viel Dank damit erwerben. Nun zeigen Sie mir aber Ihre eigenen Arbeiten.« Ich las drei oder vier Gedichte vor. Ebenso aufmerksam verharrte Lenau. Als ich vollendete, rief er, »Brav!«, drückte mir herzlich die Hand und küßte mich. Er fragte mich hierauf, wo ich den meisten Impuls zur Poesie erhalten habe? Ich entgegnete ihm, in meiner Heimat, wo ich Grün's »Letzten Ritter« gelesen und diesen herrlichen Dichter kennen gelernt habe. »Da muß Ihnen sonderbar zu Muthe gewesen sein, wenn Sie nach den vorgeschriebenen Lesestücken diese Gedichte lasen. War es Ihnen nach dem ersten Lesen nicht so, als ob Sie berauscht gewesen wären? Das perlt bei Grün wie in einem Champagnerglase und raucht nie aus.« Ablenkend kam er wieder

auf Polen. »Krakau ist wohl ein poetischer Ort, ich sehe es an Ihren Arbeiten; alle Erinnerungen der entschwundenen Größe eines Volkes leben da noch in den herrlichen Denkmälern und Geschichten, die dem Poeten Feuer in die Adern gießen. Polen ist eine Jungfrau von Orleans, deren Gefühle die Poeten in Reime bringen müssen, sie mögen wollen, oder nicht. Wie sie selbst auch kriegerisch ist, überall blickt das Weib der Heldin vor, und wo ihre Gesänge von Schwertergeklirr begleitet sind, überall fallen die Lorbeerblätter eines Kranzes mit, den sie nicht ganz haben konnte, dessen Blätter ihr aber nicht einmal der Wind verwehen wird.« — Ich sprach noch über die Ungunst meiner Verhältnisse, wie es schwer sei, in einem fremden Lande ohne Theilnahme zu schaffen. »Machen Sie sich nichts daraus, junger Mavors! die Fortuna müssen Sie beim Schopf packen, meines Wissens trägt sie keine Perrücke. Wenn sie Ihnen auch ausreißt, sie läßt Ihnen doch einen Büschel Haare in der Hand.« Ich erzählte ihm hierauf, daß ich einem Vorgesetzten geloben mußte, nicht mehr zu dichten, und daß man beim Militärstande als Poet leicht Gefahr laufe, ein Narr gescholten zu werden, da lachte er helllaut auf. »Ist's möglich, geloben mußten Sie, nicht mehr zu dichten? Ich ließe den Vorgesetzten geloben, nicht mehr zu exercieren. Ueberhaupt aus dem Narren müssen Sie sich nichts machen; die Leute sagen das, weil sie selbst solche Narren nicht sein können, ein Dummkopf kann gar nie ein Narr sein. Sagen Sie das Jedem, der Sie schilt. Grüßen Sie Frankl von mir, und sagen Sie ihm, er solle bei den Regimentern Umfrage halten, ob nicht noch irgendwo eine poetische Seele zu erlangen sei? Frankl ist ein Armenvater der Poeten. Die Musen werden ihm seine guten Werke lohnen. Lassen Sie sich

nur kein Albumblatt von ihm geben, er hat mir einmal vertraut, er schreibe einige Verse, die er schon dazu präparirt hat, hunderten. Ich weiß die Verse auswendig, so oft sind sie mir selbst schon vorgekommen.«

Als ich mich entfernen wollte, lud er mich ein, Abends ihn zu besuchen, er wollte mich einer interessanten Dame aufführen. Ich fand mich zur festgesetzten Stunde ein und Lenau führte mich zu Caroline Unger. Lenau war von Heiterkeit beseelt. Die Künstlerin selbst entwickelte seltene Anmuth. Er hatte ihr schon vorher sagen lassen, er werde sie heute mit Krieg überziehen. Ich war verlegen, denn meine Feldwebeltracht paßte schlecht zum eleganten Salon der großen dramatischen Sängerin. Lenau stellte mich derselben vor und sagte: »Man sagt, Kleider machen Leute, ich kehre heute den Satz um, da haben Sie einen Menschen, dessen Unglück sein Glück ist.« Ich las auch hier jene Dichtungen vor, die ich Früh ihm vorgelesen hatte, und die er bei meinem Scheiden mich mitbringen hieß. Es wurde über Musik und Poesie gesprochen. Betreffs der ersteren citirte er Heine. »Ich verstehe die Gemälde des Mittelalters, welche Apoll die Violine spielend vorstellen. Auch auf unseren Heiligenbildern spielen die Engel oft die Geige. Mit meiner Geige spiele ich mir den Trübsinn weg und lasse die Gedanken in meinem Schädel antichambriren.« Als ich ihn von der Unger ziemlich spät Abends heimgeleitete, war es eine herrliche Mondnacht. Plötzlich blieb er auf dem Mehlmarkte stehen: »Es ist gut, daß nach dem Untergange der Sonne der Mond aufgeht. Ich liebe nächtliches Dunkel, aber nicht die dunkle Nacht. Dieser Mond am Himmel ist wie eine Sonnenblume, der sich das Auge, mag es wollen oder nicht, zuwenden muß.«

Ich besuchte Lenau noch einmal. Er saß am Schreibtische und schrieb. Kaum daß er mich begrüßte, als ich eintrat, so sehr war er im Schreiben vertieft. Ich stellte mich ihm gegenüber auf. Ich trug meine Militärtracht, der Säbel mit dem schimmernden Griffe hing am Ueberschwungriemen an meiner Seite. Nach einigen Secunden lächelte er mich freundlich an und bot mir schweigend ein nett geschriebenes Manuscript, das auf dem Tische lag. Es waren die »Albigenser«, die nun zum Drucke bereit waren. Ich las im Gedichte, etliche Minuten vergingen, dann erhob sich Lenau, wie aus einem Traume erwachend. »Ah, mein junger Held,« begann er, »es freut mich, Sie wieder zu sehen.« Ich entschuldigte mich, daß ich ihn gestört. »Sie haben mich nicht gestört, junger Freund, ich schrieb eben am Prodromus zu meinen »Albigensern«, und als Sie eintraten, brachten Sie mir einen Gedanken.« Ich rückte mit meinem Anliegen heraus und bat ihn, mir ein Erinnerungsblatt zum Andenken mitzugeben. »Herzlich gern, ich schreibe Ihnen gleich das nieder, was mir Ihre Mordwaffe eingegeben hat.»Dabei faßte er den Griff meines Säbels, den er herauszog und seine Schärfe prüfte, dann ging er zum Schreibtische und schrieb auf mein ihm dargereichtes Stammbuchblatt folgende Zeilen:

»Waffen braucht die Welt; kein Liebeslächeln
Kann das Elend ihr von dannen fächeln.

Prodromus zu den »Albigensern«.
Lenau.

Zur freundlichen Erinnerung an die gute Stunde unseres Zusammenseins. Den 19. Mai 1840 Vormittags.«

Ich nahm bewegt Abschied und habe den Dichter nicht wieder gesehen.«

Ueber Frauen.

Ueber Frauen sprach der intensiv feurige, phantasievolle Dichter nur selten. Sein Ausdruck, so kühn und sinnlich oft in seinen Dichtungen, war ein stets keuscher im Leben, und zur Geschichte seiner Krankheit nicht ohne Interesse ist eine Aeußerung von ihm: »Ich habe von meiner Reise nach Amerika bis zur Rückkehr nach Europa kein Weib geküßt.« Die Abtheilung »Görg« im »Faust« ist in ihren Grundzügen ein Erlebniß. Er duldete aber auch nicht, daß Andere sich einen cynischen Ausdruck in seiner Gegenwart erlaubten. Ich war Zeuge einer Scene, wo er einem in der Gesellschaft hochgestellten Manne mit den Worten: »Das ist sehr ordinär!« den Rücken kehrte und der darüber etwas verlegenen Umgebung zurief: »Habeat sibi!« Es war dies eine Eigenthümlichkeit, die von den ungarischen Schulen wohl herrührte, daß er sich nicht selten lateinischer Redensarten bediente. Als ein junger Mann ihm seine Lieder an eine Dame vorgelesen hatte, und ihm diese auf einem Balle zeigte, äußerte Lenau streng: »Auch das ist schon Indiscretion!« — »Die Keuschheit,« hörte ich ihn einmal sagen, »ist am Todestage der Unschuld zur Welt gekommen.« — »Man empfiehlt jungen Leuten den Umgang mit Frauen. Der Umgang mit Frauen, heißt es, macht klug. Ich wüßte das nicht zu sagen, im Gegentheile, im Umgange mit Frauen macht man erst recht tolle Streiche, aber mit der Zeit fühlt man den Drang, klug zu werden.«

Es machte ihm große Freude, und er erzählte es mit stolzem Selbstbewußtsein, daß, wie ihm Reinbeck schrieb, seine »Albigenser« bereits den Weg ins Volk gefunden haben und sich protestantische Damen derselben als Gebetbuch bedienen. »Die Frauen,«

äußerte er einmal, »sollten die Dichter mehr lieben, denn abgesehen, daß sie ihnen so Süßes, Schmeichelhaftes zu sagen und nachzuerzählen wissen, haben sie, die Dichter nämlich, eine mehr als schwesterliche Verwandtschaft zu den Frauen, denn jeder echte Dichter hat viel Weibliches in seinem Wesen. Er könnte nicht zeugen, wenn er nicht auch empfangen könnte. Es ist ein beneidenswerther Moment, als in einer Damengesellschaft, in der sich auch Mickiewicz befand und seine Theetasse zu Boden fallen ließ, die Damen hastig hinstürzten und die Scherben sammelten als ein Andenken.« —

Bei Caroline Pichler.

Lenau war kein Freund dessen, was man in unserer Gesellschaft Geselligkeit nennt. »Da ist ein Reden um nichts,« äußerte er einmal; »ein ganzer Mensch bringt einige Goldklumpen von Gedanken mit, es ist aber Niemand da, der sie für gangbare, honette Gesprächsmünze wechseln könnte. Man kommt, um sich zu zerstreuen, die Meisten aber waren gar nie gesammelt, und man geht müd und verdrießlich fort. Ist man ein Poet und gar einer, der sich einigen Ruhm erworben hat, so wird man wie ein bekränzter Ochse betrachtet, und wo Kränze sind, meinen besonders die Weiber ein Recht zu haben, mit ihren Händen dreinzugreifen.«

Bei solcher Ansicht über die Gesellschaft war es begreiflich, daß er sie nicht suchte, sie vielmehr mied. Er brachte regelmäßig, wenn er aus Schwaben kam, einen Brief Reinbecks an die dem Letzteren befreundete Caroline Pichler mit. Jedesmal schickte Lenau den Brief durch einen Diener an sie, während doch in jedem davon geschrieben wurde, wie der Ueberbringer die Güte haben

werde, die Mittheilungen mündlich zu ergänzen. Die würdige Matrone, die einst einen geselligen Mittelpunkt für die schöngeistige und wissenschaftliche Welt Wiens bildete und in ihren letzten Lebensjahren von der jüngeren Literatur fast völlig unbeachtet blieb, empfand solche Vernachlässigung sehr bitter, um so mehr, als sie eine hohe Meinung von dem Dichter hatte und seinen Producten die größte und ununterbrochene Aufmerksamkeit schenkte. »Bringen Sie mir doch einmal,« sagte sie zu mir, »den Herrn von Niembsch und den Herrn von Bauernfeld, den ich als seine Landsmännin ebenfalls nicht kenne, zu Tische; sie sollen ganz ungenirt sein, ich weiß, die Herren lieben das. Ich will ihnen auch zum schwarzen Kaffee ihre langen Pfeifen aus dem silbernen Kaffeehause holen lassen, dann können sie gleich fort und brauchen mir auch keine Visite reconnaissante zu machen.« Ich richtete den Freunden wörtlich und lachend die Einladung aus, und bald aßen wir zusammen bei der Pichler. Lenau redete fast gar nicht, Bauernfeld in seiner derben Weise und witzigen Heiterkeit ließ die Wortkargheit Lenau's nicht zur Verlegenheit werden. Nach Tische beim schwarzen Kaffee, aus einer langen Pfeife höllische Rauchwolken an die feinen weißen Fenstervorhänge blasend, fing Lenau, als ob sich eine Gedankenschleuse aufgethan hätte, zu reden an, und gleichsam als summarische Antwort auf alle Bemerkungen über's Theater, das Bauernfeld als Thema zu seinen Tischreden gewählt hatte, äußerte er: »In fünfzig Jahren gibt es kein Theater mehr. Das ist nur für jugendliche, noch mit großer Phantasie begabte Völker ein Gottesdienst, für politisch entwickelte eine Nationalaufgabe, für blasirte, wie es die Franzosen und Italiener sind, eine Belustigung. Der deutsche Geist denkt viel zu viel, als

daß er am Handeln sich erfreuen könnte. Wenn auch Lessing, Goethe, Schiller Dramen geschrieben haben, deren einige unsterblich sein werden, so sind das glänzende Ausnahmen und es wäre besser gewesen, Goethe hätte den Wilhelm Tell, wie er wollte, episch niedergeschrieben und nicht Schillern überlassen, der die Bauern wie ästhetisch-gebildete Herren reden läßt. Uebrigens kann ich mir eher ein ungarisches als ein deutsches Drama denken. Da sind noch in Geschichte wie in der Gegenwart selbstbeinige Gestalten, Urkerle, wild, gut und doch das Blut nicht zu vergießen scheu, wenn es im Herzen eines Feindes fließt. Ja, wenn man Journalartikel und gelehrte Abhandlungen als Monologe, einen umgestürzten Salon-Theekessel als Motiv wählen könnte, da gäbe es freilich noch Dramen genug, wie deren der selige Herr von Kotzebue geschrieben hat. Die deutsche Nation hat vorerst eine andere Aufgabe, diese aber darf man ihr nicht von der Bühne herab predigen, man kann es höchstens und sehr leise nur in Büchern. Eine Bühne aber, die das Höchste nicht darstellen und sagen darf, ist eine Komödiantenbude, da sehe ich viel lieber dem redlichen Wurstel im Prater zu, wie er den armen Juden todtschlägt, der hat doch eine große Intention, eine wenn auch niederträchtige Leidenschaft zum Morden.« Der Leser weiß, wie Lenau selbst mit der Idee umging, Dramen zu schreiben, wir haben seine Aeußerung in den vorangehenden Blättern darüber vernommen, und sei das eben Mitgetheilte ein Beleg mehr für die ausgesprochene Ansicht, daß man von Lenau oft die widersprechendsten Behauptungen über einen und denselben Gegenstand hören konnte; sie waren Kinder seiner momentanen Stimmung und somit wenigstens subjectiv wahr. Als er seine, von uns mit lächelndem Befremden angehörte, seltsame, mit etwas zerhackten

Gedanken angefüllte Vernichtungsrede über das deutsche Theater geendet hatte, stand er auf, legte die Pfeife hin, und wir empfahlen uns der würdigen Hausfrau, die Alles aufbot, um ihre Gäste zu erfreuen und nicht die Freude hatte, sie jemals wieder zu sehen. Sie mochte trotz der voraus ertheilten Absolution auf eine Visite reconnaissante gerechnet haben. »Die Artigkeit hat neue Gesetze bekommen, oder vielmehr die Unart hat alle der Gesellschaft schuldigen Gesetze abgeschafft. Es scheint eine eigene Krankheit sich der Geister bemächtigt zu haben; ich möchte sie die Salonscheu nennen,« äußerte sie einmal später und, wie es schien, in Beziehung zu der denn doch erwarteten Visite reconnaissante. Es war aber mehr als gekränkter Anstandssinn, was die treffliche Frau schmerzte, sie betrachtete das Nichtwiederkommen Lenau's als einen geistigen Verlust, als eine Entbehrung, und zu ihrer eigenen Charakteristik mögen einige Brieffragmente hier folgen, die sie über Lenau und seine Werke an mich richtete; sie beweisen ebenso sehr die fortgesetzte Theilnahme wie am Menschen so auch am Dichter. Zugleich werden diese Aeußerungen die Stimmung und Anschauung, die über Lenau in manchen Kreisen Wiens herrschten, darthun: »Warum stürmt es denn gar so feindselig in des Dichters Brust, dessen milde edle Züge und einfach würdiges Betragen uns ganz etwas Anderes erwarten lassen? Wenn meine frommen und wahrhaft gut gemeinten Wünsche etwas vermöchten, so würde ich diesem edlen, reichbegabten Gemüthe Frieden und Einigkeit mit sich selbst wünschen.« — »Für Josef Emanuel Hilscher's Gedichte sage ich Ihnen meinen lebhaftesten Dank. Wenn ich bei irgend einem unserer neueren Dichter die düstere Stimmung, die trostlose Färbung, welche alle seine Productionen an sich tragen, an ihrem Platze finde, so ist es bei diesem

Manne, dessen so hervorragender Geist sich in so unverhältnißmäßiger Beschränkung bewegen mußte. Der Uebersetzer Byron's — und welche Uebersetzung ist dies! der Vertraute mit allen Leistungen fast aller europäischen Literaturen ein gemeiner Soldat! Wie viel mehr Grund hat dieser arme Hilscher zu seinen Klagen als Lenau! Doch Beiden fehlt, wie ich glaube, und was allein sie beruhigen kann und über ihr Geschick hätte erheben können — wahre Religiosität. Verzeihen Sie immerhin einer Matrone, die, wie Lenau so schön sagt: »den Morgenreif der Ewigkeit« im Haare hat, diese Bemerkung, welche ich in meinem langen Leben an Anderen und an mir vielfältig zu machen Gelegenheit hatte.« — »Möchte Lenau, der herrliche Dichter, doch auch einmal den jungen kräftigen Hauch der Poesie empfinden und von ihm zu lebensfrohen, strebemuthigen Dichtungen aufgeregt werden. Mein Gott! die Welt ist ja schön, und das Leben ist ja doch kein immerwährender Kreuzgang, wenn man sie nicht durch Laune oder ungemessene Wünsche dazu macht. In dem »Schmetterling« auf dem Oceane hat sich, wie mich dünkt, des Dichters eigenes Gefühl ausgesprochen, wie er so, von rastloser Sehnsucht und unbestimmtem Verlangen nach etwas Neuem, Anderem ergriffen, der neuen Welt zusteuerte. Was hat er nun mit diesem wirren Treiben gewonnen? O, es ist gewiß kein schönerer Wunsch, den ein Erdenpilger dem anderen zurufen kann, als der Gruß des Heilands: »Der Friede sei mit Dir!« —

Die herbe Prophezeiung über den sicheren Untergang der dramatischen Kunst scheint in dem Dichter sich erzeugt zu haben, als seine kritische Begabung ihm bewiesen zu haben scheint, daß er für das Drama kein Talent besitze. Der neunzehnjährige Lenau schrieb ein Trauerspiel, das ihm »die schreckliche Muse, die er vor

allem Anderen liebt«, eingibt. Auch ein Lustspiel beschäftigte ihn, das »Die Mariage in Ungarn« hieß. Er hatte auch vor, einen Operntext zu schreiben und diesfalls schon mit einem Capellmeister den Vertrag abgeschlossen.

Don Juan.

Wir nehmen den lose gehaltenen und fallen gelassenen Faden über die Productionen des Dichters wieder auf. Nach dem »Savonarola« ging Lenau mit dem Gedanken einer epischen Trilogie um, deren Helden Huß, Zizka, Hutten sein sollten. Er ließ sich von mir wiederholt historische und sagenhafte Züge aus dem Leben Zizka's erzählen und Landschaften aus dessen Geburtslande schildern. Ein Resultat seiner fleißig begonnenen Studien sind seine Bilder aus dem Hussitenkriege unter dem Titel: »Johannes Zizka.« Der Gedanke, die französische Revolution als Stoff eines epischen Gedichtes zu wählen, beschäftigte ihn fast gleichzeitig. Er schrieb die »Albigenser«, von denen bereits gesprochen wurde. Während die lyrischen Dichtungen Lenau's volle Anerkennung fanden und berühmt wurden, mußten die epischen, in denen auf jedem Blatte der Ernst eines tiefen Denkers und der Hauch der Poesie weht, doch wegen Mangel künstlerischer Composition und plastischer Gestalten sich mit getheiltem Beifalle begnügen. Der Dichter wurde nun praktisch belehrt, wie dieser Umstand und die in den neueren Werken waltende Weltanschauung den Erfolg seines »Faust« nicht zulasse. Die Wahl des Don Juan di Tenorio als Helden eines Gedichtes in der Form des »Faust«

war somit eine psychologisch begründete Rückkehr zu früherer Anschauung und Formgebung. Er wollte zeigen, wie er noch der Alte sei, wenn er es eben sein wolle. Er theilte den Plan mit, und als er aufmerksam gemacht wurde, daß er sich nur erhöhteren Erfolg sichern würde, wenn er seine Kraft an einem neuen, noch von keinem Dichter vor ihm bearbeiteten Stoffe verwenden würde, antwortete er: »Mir hat beim Faust die große Dichtung Goethe's nicht geschadet, es wird mir die Byron's beim Don Juan auch keinen Eintrag thun. Jeder Dichter ist wie jeder Mensch ein eigenthümliches Ich. Mein Don Juan darf kein Weibern ewig nachjagender heißblütiger Mensch sein. Es ist die Sehnsucht in ihm, ein Weib zu finden, welches ihm das incarnirte Weibthum ist und ihn alle Weiber der Erde, die er denn doch nicht als Individuen besitzen kann, in der Einen genießen macht. Weil er dieses, taumelnd von der Einen zur Anderen, nicht findet, so ergreift ihn endlich der Ekel, und der ist der Teufel, der ihn holt. Uebrigens betrachte ich diese Arbeit blos als Privatspaß, als eine hohe Herrenmarotte und denke sie gar nie drucken zu lassen.«

Nach dieser Erklärung las er die Scene aus dem Gedichte vor, in der Don Juan, von zwölf als Pagen verkleideten Mädchen zu Pferde begleitet, an eine Klosterpforte pocht und um Nachtherberge bittet.

Liebe.

Den phantasievollen, tief und stark fühlenden Dichter überkam wieder die Liebe, gegen deren Gewalt er sich durch frühere schmerzliche Erlebnisse gewappnet glaubte. Nicht sieghaft plötzlich, langsam um so sicherer

lebte sie sich in sein Herz hinein. Eine anmuthige, klare, poetisch anempfindende, durch natürliche, nicht angelernte Bildung bevorzugte Frau schlang Fesseln um den Dichter. Es muß in eines Dichters Herzen gewaltig stürmen, wenn er nach einem »schweren Abend« der Geliebten schreibt:

»Und als ich mußte scheiden
Und gute Nacht Dir bot,
Wünscht' ich bekümmert Beiden
Im Herzen uns den Tod.«

Oder, wenn er die furchtbar starken Worte sagt:

»Undank thut wohl und jedes Leid der Erde;
Ja! meine Freund' in Särgen, Leich' an Leiche,
Sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche
Dem Schmerz, daß ich Dich nie besitzen werde.«

Der Kampf und Schmerz mußten sich in dem sittlichen Gefühle des Mannes nur steigern, weil das Weib seiner Seele, das Weib — seines Freundes war, der ihn hochhielt, der ihn als Gastfreund ehrte. Der psychiatrische Arzt wird dieses Moment, wenn er die Zerrüttung des Unglücklichen erklären wird, nicht außer Acht lassen dürfen.

*

Briefe von Lenau.

(Ohne Datum.)

»Es thut mir wohl, daß ich einen Stoff gefunden, wie Zizka, der Held des Hussitenkrieges. Da kann ich meinen Unmuth doch austoben lassen und wild sein. Die lang verhaltene Furie wird dann losbrechen, und eine Menschenverachtung will ich ausprägen, daß mancher wünschen soll, seine Seele leibhaftig vor sich zu haben, damit er sie anspeien kann. Ich habe diesen Abend

vom Theater gesprochen und der Lüderlichkeit desselben. Den . . . möchte ich in diesem Augenblicke hauen, daß er sein nächstes Stück gewiß im Bette schreiben müßte. — Könnt' ich nur Dich herausfangen aus dem Schwarm und mit Dir leben, wie der Graf Albert mit seiner Helene im Grafenschloß.

Februar 1834, Nachts.

Mit schwerem Herzen ging ich heute in die Gesellschaft, mit einem noch schwereren kam ich nach Hause. Das Ungewisse, Zitternde meines Glückes haben mir Deine letzten Zeilen wieder recht vors Auge gebracht. Ich konnte den ganzen Abend nichts denken als Dich und die schreckende Möglichkeit, Dich zu verlieren. Die vielen Menschen kamen mir vor, als wären sie zusammengekommen, um mir recht schmerzlich zu zeigen, wie mir die ganze Welt so gar nichts wäre, müßte ich von Dir scheiden. Ich sah immer nur Dein Antlitz, Dein schönes heiliges Auge. Hatte Martensen eine Ahnung meines Seelenzustandes, als er mir die Worte von Gemüthsruhe schrieb? Ich glaub' es fast. Meine Gemüthsruhe findet sich wieder in der Truhe. Ich habe dem Sturm mein Herz weit aufgethan ohne jeden Rückhalt, er ist eingezogen und hat an allem Gezweig meiner Nerven gerüttelt. Doch war das gut. In dem entlaubten Hain scheint die Sonne herein. Wenn ich Dich liebe, steh' ich bei Gott, denn er ist in Dir. O, du liebes herzliches Herz!

Morgens.

Hat sich all mein Sehnen und Drängen an Dich geheftet? Du liebes zudringliches Bild, find' ich keine Rettung vor Dir? Die ganze Welt wird mir zu Deinem Rahmen, und würde mir Dein Anblick ent-

rissen, so wäre mir der Rahmen leer und nichts. Mit heftiger Sehnsucht nach Dir bin ich heute erwacht.

Stuttgart, 10. Juli, 10 Uhr Abends.

Lotte Hartmann spielte diesen Abend einige Melodien von Bellini auf dem Clavier. Ich sollte die Musik fliehen, wenn ich von Dir getrennt bin, denn sie erweckt in mir eine Sehnsucht und einen Gram von verzehrender Heftigkeit. Ich spüre, wie mein Herz sich traurig in sich zusammenzieht und nur ungern weiterschlägt. Es lastet wieder recht schwer auf mir. Beim Abendessen sagte der alte gute Hartmann mit seiner eigenen Herzlichkeit: »Heut ist unser Niembsch ganz ungut«, während ich eben an Dich dachte. Dieses schreibe ich, während Du vielleicht auch an mich denkst und traurig bist. Gute Nacht, liebes Herz! Ich liebe Dich sehr.

Eßlingen, 11. Juli 10½ Uhr Abends.

Heute bestürmte mich Alex.*, hieher zu kommen, nachdem ich den ganzen Tag traurig gewesen war und sehr unmuthig, flog auf dem Weg plötzlich eine Heiterkeit mich an, weil es Penzing** zuging. Ich ließ mir die liebe Täuschung gern gefallen. Morgen geht es aber wieder zurück zu Kerner nach Weinsberg. Ich kann die Freundschaft nicht mehr recht pflegen, seit mich die Liebe hat.

12. Juli, Morgens 6 Uhr.

Bevor ich aufstehe und abreise, will ich noch ein Wort mit meiner Lieben schwatzen. Du hast heute gewiß schon an mich gedacht, bist auch schon auf in Deinem Schlafrock, von dem ich nur den Saum möchte küssen können.

---

* Alexander Graf Württemberg.

** Vorort von Wien.

Weinsberg, 13. Juli.

Alexander ging nicht von meiner Seite, ich konnte Dir gestern nicht mehr schreiben, weil Abends wegen seiner heftigen Kopfschmerzen wir das Licht auslöschen mußten, heute besuchte uns Marie. Nach Tisch gingen wir auf die Jagd, fanden aber nichts; morgen gehen wir nach Stuttgart zurück. In diesem Augenblick, den ich für Dich raube, Du mein tiefstes, liebstes Leben! ist Kerner bei uns auf dem Zimmer. Es ist 10½ Uhr. Ich muß schließen. O, Geliebte!

Besigheim, 14. Juli, 1 Uhr Mittags.

Auf dem Rückgang von Weinsberg sind wir hier eingekehrt und ich benütze die halbe Stunde Alexandrinischer Pause für Dich, meine Geliebte. Alexander hat sich aufs Bett gelegt, um zu schlafen.

Kerner war sehr erfreut über den Besuch. Wir trafen in Weinsberg einen schwedischen Theologen, Dr. Sederholm, auch Dichter, vorzüglich aber guter Kritiker. Ich las in W. meinen ganzen S.* vor. Bei der letzten Romanze fing Kerner an unruhig zu sein und brach zuletzt in heftiges Weinen aus.

Die Tage auf meiner Seereise bei windstillem Wetter mitten im weiten Meer sind noch lustige Tage gegen meine jetzigen. Ich habe alles Vergnügen verloren, mich an anderen Menschen zu freuen ohne Dich. Wärst Du dagewesen in Weinsberg! Selbst die Aeolsharfen wirkten nicht wie sonst auf mich.

Abends 10 Uhr in Eßlingen.

Heute übernachte ich hier, um morgen wieder in Stuttgart zu sein. Der arme Alexander hat ein bedenkliches Kopfübel, auch ist er abgeschwächt und von

* Savonarola.

üblem Aussehen, daß man das Schlimmste befürchten muß. Heut hoff' ich, hast Du meinen Brief erhalten. Wirst Du mir auch bald schreiben, o, thu' es, Liebe!

Stuttgart, 15. Juli, 10 Uhr Abends.

Der Ausflug nach Weinsberg war kurz. Ich sitze wieder auf meinem schwarzen Divan und bin verdrießlich. Cotta zieht noch immer herum. Ich werde meinen S.* nicht selbst corrigiren, weil es mir lange dauern würde. Ganz correct will ich ihn noch einmal abschreiben, mit Cotta abschließen und dann abreisen. Hole der Teufel die Druckfehler! oder vielmehr: bringe er sie meinetwegen! Wenn meinem Dominikaner auch ein wenig Unrath auf der Kutte sitzt oder kriecht. Lieber das, als daß ich so lange ohne Dich bin. Liebstes ......l! Ich komme, sobald ich kann, zu Dir. Mein Herz ist vermauert nach allen Seiten hin, wenn Du mir fehlst. Häßlich ist meine Verstimmung.

16. Juli, 10 Uhr Abends.

Cotta ist verreist und noch ist nichts geschehen. Der Teufel soll alle Geschäfte holen. Ich bin so mürrisch, daß ich nicht einmal Dir was Angenehmes sagen kann. Ich fürchte, daß Du bei meiner Zurückkunft mich unangenehm finden wirst. Doch, wenn ich Dich wiedersehe, werden nur alle Quellen der Freude springen. Alexander will nach Leuk ins Bad und mich mitnehmen. Er ist übel dran. Ich kann aber nicht mit. Wenn ich die Schweiz ohne Dich sehen soll, mag ich nichts davon. Wäre ich lieber schon in der S......gasse.

---

* Savonarola.

17. Juli, Abends 7 Uhr.

Mein Leben ist hier einen Tag wie den andern. Doch glaube ich, daß diese Monotonie mir unsere Trennung erträglicher macht, als wenn mein Leben wechselnd wäre und geräuschvoll. Ich habe wenigstens ungestört Muße, an Dich zu denken und bin nicht genöthigt, mich zu einem gesellschaftlichen Treiben zu schrauben, das mir nie so lästig war, als in diesen Tagen. Meine guten Hauswirthe* nehmen mich hin, wie ich bin und sonst sieht mich fast Niemand. Alexander reist den 20. in das Schweizerbad Leuk. Dann bin ich noch einsamer. Ich beschäftige mich mit der Revision meiner Gedichte. Noch Manches fand ich drin zu feilen. Wenn nur mein Savonarola bis zu Deinem Geburtstag fertig würde! Er freut sich schon sehr, in Deine liebe Hand zu kommen, denn er verdankt Dir wohl das Meiste von dem, was allenfalls gut ist an ihm. Mir geht es jetzt schlecht mit dem Dichten. Treibt auch hier und dort ein Gedanke in mir, so welkt er doch bald und bevor er gereift ist. Ich werde einen dürren Strauß frühwelker Gedankenblüthen mit zu Dir bringen und werde sie in Deiner Nähe wieder aufleben lassen, wie es warme Quellen gibt, in welche getauchte welke Blumen wieder aufblühen.

Besonders viel habe ich an das Waldgedicht gedacht, weil Du es haben willst. Doch kann sich in meinem Unmuth nur alles flüchtig und nebelhaft zeigen. Ohne Dich geht's nicht!

18., Abends 10.

Heute habe ich einen tüchtigen Fußweg und mich müde gemacht. Ich war Abends bei meinem kranken

---

* Hofrath Reinbeck.

Freunde Carl Mayer in Cannstadt. Er leidet an heftigen anhaltenden Magenkrämpfen, sieht sehr übel aus und muß eine Badecur brauchen. Da Cannstadt nur eine Stunde Wegs von hier ist, werde ich ihn während seines dortigen und meines hiesigen Aufenthaltes noch recht oft besuchen, wodurch ich ihm viel Freude mache und zugleich den Geboten meiner lieben Herz-, Kopf- und Füßebeherrscherin folge. O, ..., läge ich jetzt vor Dir auf dem Boden! Ich wollte das letzte Stäubchen Staub wegküssen von Deinen schmucken, schmalen, herzigen Sohlen, und Dir bis spät nach Mitternacht in einem fort sagen, daß ich Dich liebe, Dich, Dich, nur Dich.

Stuttgart, Juli 1836.

Mein Leben hier ist ungeachtet der großen Liebe, mit welcher mich meine Freunde und Hausgenossen in ihrer Mitte halten, nur ein halbes. Es hat eine wehmüthige Wirkung auf mein Herz, daß ich unfähig bin, die Freude meiner Freunde zu erwidern. Meine Liebe neigt sich hinaus in die Ferne nach Dir, sie lauscht und horcht nach Dir und starrt nach Dir in die Ferne, und achtet aller Liebe nicht, von der sie umgeben ist in der Nähe. Ich bin wahrlich krank. Ich denke immer nur an Dich und den Tod. Mir ist oft sehr ernstlich zu Muthe, als ob meine Zeit abgelaufen sei. Ich kann nicht dichten, ich kann mich über nichts freuen, nichts hoffen, ich kann nur an Dich denken und an den Tod. Neulich schrieb ich Dir, Du möchtest Deine Gesundheit pflegen und habe selbst so wenig Lebensmuth. Ich kann Dir einen Gedanken nicht verbergen, der seit einiger Zeit dunkel und immer dunkler meine Seele überschattet. Es drängt mich zu suchen, was ich wünsche.

Doch das wird vorübergehen. Wenn ich Dich nur erst wiedersehe, o, Du mein Liebstes.

6. August, Abends 10 Uhr.

Den Tag über arbeite ich, schrieb ich an M.. und Dich, und um 8 Uhr ging ich spazieren in den Schloßpark. Der Himmel war trüb und schwül, die Schattengänge des Gartens waren dunkel und einsam und mein Herz war traurig. Wie ich so fortschritt, rollte mein ganzes vergangenes Leben vor meinen Füßen hin als ein dunkler Knäuel, den ich immer weiter stieß, bis er wo an einem Strauche hangen blieb. Meine liebsten Stunden, die mit Dir gelebten, wo sind sie? Kommen sie wieder? Meine Arbeiten, was sind sie? Blutige Fetzen eines schlechten Verbandes. Schlaf wohl. Ich fühle mich elend.

7. Aug., 10 Uhr.

Meine Cigarre rauchend, schreibe ich Dir noch einen Gruß. Das Aschenstück an meiner Cigarre wird mit jedem Zuge länger, und das Aschenstück meines Lebens wird es auch mit jedem Athemzuge. So eine abglimmende Cigarre ist ein trauriges Ding. Die Asche fällt nicht weg, sondern bleibt, die Form des Verbrannten annehmend. So Manches, was wir als Trost bewahren, ist nur bloße Aschencontour.

8. August, 9½ Uhr Abends.

O wie geht es Dir, Du mein liebes Leben in dieser garstigen Ferne? Ich sehe Dich in diesem Augenblicke wieder recht klar und schön, wie Du mit Deinen Kindern meinem Wagen folgst. Heute spazierten wir Abends mit Reinbeck's und kamen an einem Minimum

von Hütte vorüber. Reinbeck bemerkte, wie genügsam der Mensch doch sein könne, in solcher Hütte zu wohnen. O! rief ich aus, unter gewissen Umständen möcht' ich gleich da drin wohnen! Ich fühlte, als es heraus war, daß ich's mit einer verrätherischen Lebhaftigkeit gesagt hatte. Meine Begleiter haben aus meinen Worten Deinen Namen herausgehört, wenn ich ihn auch nicht nannte. Ich merkte das genau. ......! Du bist und bleibst mein innerstes, süßestes und schmerzlichstes Leben, so lang ich lebe. Da fällt mein Blick auf Deinen Brief:

»Leben Sie recht wohl und vergnügt!«

......

In dieser Zeile liegt mein ganzes Mißgeschick. Hättest Du mir lieber gar nichts geschrieben. Liebe! Liebe!

Penzing, October 1836.

Ein Gespräch, wie unser heutiges, erschien Dir seltsam zwischen einer Frau und einem Manne; ich finde es in unserem Falle gut und recht den Gedanken nachzuspüren bis an ihren Ursprung, denn noch jedesmal traf ich auf die reinste Quelle, daraus sie geflossen. Verständigungen dieser Art sind freilich nur bei wenigen Frauen zu wagen, bei den anderen käme man zuweilen auf Moor und Sumpf, wo keine Blumen mehr zu pflücken sind, sondern der Fuß ins Verderben sinkt, in das Trostlose, Bodenlose der Nichtachtung. Gefährliche Streifzüge für Andere, sind solche Gespräche für uns nur neue Bekräftigungen des Vertrauens und der Hingebung. Scheue Dich ja nie, mir dein Inneres aufzuschließen, ich habe mir aus den Tiefen Deines Gemüthes jedesmal Freude und erhöhte Liebe geholt. Auch heute erging es mir so.

Penzing, 4. October 1836.

Es ist mir nicht mehr möglich, diese lustige Tanzmusik zu hören, die mich anklingt, wie aus einer längst verlorenen Welt. Mein Herz versteht die Freude nicht mehr, ja es glaubt nicht einmal mehr recht an die Freude, und so ein Ball kommt mir zuweilen vor, wie eine tanzende Heuchelei. Je lauter sie sich freuen da draußen — denn sie freuen sich doch — desto trauriger wird es hier innen und ich muß mich davonschleichen mit dem, was ich im Herzen trage, und was Niemand kennt und versteht als Gott, Du und ich. Aber wir drei wollen recht fest zusammenhalten und das arme Kind, die weinende Waise schützend in unsere Mitte nehmen, unsere Liebe. Ich bin in meiner Stimmung auf den Punkt gekommen, daß mir Einsamkeit noth thut. So lange ich mit Anderen noch still und finster bin, steht es mit meiner Stimmung noch nicht so schlecht; kann ich aber bei innerem Verdrusse heiter und gesprächig sein, dann ist es der Schmerz, der sich einsperrt, wie ein Falschmünzer und den Leuten, wenn sie an seine Thüre kommen wollen, seine gesprächigen Kinder entgegenschickt, die den störenden Besuch von der Pforte ablocken, während der finstere Alte drinnen sitzt und hämmert. O meine Geliebte, was schreib' ich Dir da wieder für dumpfes Zeug zusammen. Werde nicht traurig, es geht ja auch vorüber. Das arme Kind, die weinende Waise hat mir heute gar zu sehr erbarmt. Doch es wird ja wieder lächeln, habe nur Geduld mit ihm. Bleibe Du heute nicht lange auf, liebes Herz, geh' zur Ruhe, sobald Du abkommen kannst, ich werde mich auch bald legen. M . . ist sehr gut und mich freut es innig und tröstet mich am besten, daß wir sein schönes Vertrauen nicht mißbraucht haben. Schlaf wohl, mein Liebstes, und träume Dich

in eine Welt, wo unsere Liebe gilt in ihrem ewigen Rechte. Gute Nacht!

Den 22. October 1836, am letzten Tage unseres Zusammenlebens in Penzing, Abends.

Dein Abschiedsröslein liegt neben mir auf dem Tische und duftet so angenehm, als wollte der heutige Tag sein schönes Leben in dieser Blume aushauchen. O, es war ein schöner Tag! Ich habe ihn beschlossen, als ich im Garten von Dir ging. Mir ist es fast lieb, daß ich Dich später nicht mehr allein gesehen habe. Die Ungestörten waren einmal doch schon abgelaufen und mit ihnen war der Tag vorüber. Fahr wohl, du schöner Tag! Du flüchtiger Gast aus einer besseren Welt! Ich möchte weinen um Dich. O, liebe ...... Das ist ein Tag, an dessen Erinnerung sich Dein Herz klammern soll; ich werde ihn feiern jedes Jahr wie Deinen Geburtstag. Ich habe in Deinem Umgang mehr Bürgschaft eines ewigen Lebens gefunden, als in allem Forschen und Betrachten der Welt. Wenn ich in einer glücklichen Stunde glaubte, jetzt sei das Höchste der Liebe erreicht und die Zeit zum Sterben gekommen, weil ja doch nichts Schöneres mehr nachfolgen könne: so war es jedesmal eine Täuschung und es folgte eine noch schönere Stunde, da ich Dich noch höher liebte. Diese immer neuen, immer tieferen Abgründe des Lebens verbürgen mir seine Ewigkeit. Ich habe heute in Deinem schönen Auge die ganze Fülle des Göttlichen erblickt. Recht deutlich ward mir heute wieder, daß im Schwellen und Sinken des Auges die Seele athmet. In einem so schönen Auge wie das Deinige zeigt sich uns der Stoff, aus welcher einst unser ewiger Leib gemacht sein wird, wie in einer prophetischen

Hieroglyphe. Wenn ich sterbe, so geh' ich reich aus diesem Leben, denn ich habe das Schönste gesehen. Das Abschiedsröslein duftet so angenehm, wie ein: Gute Nacht! von Dir! — Schlaf wohl, liebes Herz! Bewahre das zweite Röslein zum Andenken. Es war ein schöner Tag. Ich liebe Dich grenzenlos.

Wien, October 1836.

Mein Fehler ist, daß ich die Sphäre der Kunst und die Sphäre des wirklichen Lebens nicht auseinander halte, sondern beide sich durchkreuzen lasse. Gewohnt, in der Poesie mich dem Zuge meiner Phantasie zu überlassen, thu' ich ein Aehnliches auch im Leben, und es geschieht, daß in Momenten der Selbstvergessenheit diese vielleicht zu viel geübte Kraft aufstürmt und ihre eigenen schönsten Gebilde verheerend niedertritt. Ich bin überhaupt ein sehr schlechter Oekonom, auch in der Oekonomie meiner Seelenkräfte halte ich zu wenig Berechnung, Maß, Ordnung. Hier gilt Dein Wort: Es ist nichts mit so einem Dichter. Ich bin Melancholiker; der Compaß meiner Seele zittert immer wieder zurück nach dem Schmerze des Lebens. Vielleicht kann mir alle Religion und Liebe nicht weiter helfen, als diesen Schmerz zu verklären. Doch wisse, daß einem solchen Menschen die Augenblicke einer wahren, heiligen Liebe tiefe Einschnitte zurücklassen. Hier wird nichts obenauf gemalt, sondern alles eingeätzt, gegraben und geschnitten. Dein Bild aber und unsere schönen Stunden sind meinem Herzen eingezeichnet mit der Schärfe und Treue des Unglückes, denn unsere Liebe ist unglücklich.

Wien, October 36, Schwarzspanierhaus.

Als ich in Penzing meinen Koffer packte, war mir zu Muthe, als ginge es auf eine weite Reise fort

von meinem Liebsten. Ich habe vor 5 Jahren mit leichterem Herzen das Schiff bestiegen, das mich über's Meer tragen sollte, als diesmal den Wagen, der mich aus der Schmiedgasse trug. Die schöne Zeit ist vorüber. Gestern that mir das heitere Wetter fast weh, weil ich nicht mehr bei Dir war. Schurz ist sehr freundlich und vergnügt über unser Zusammenwohnen. Ich kann mich über nichts mehr freuen, als über Deine Gegenwart. Gestern früh war ich in der Stadt, kam zum Essen heraus und blieb dann den ganzen übrigen Tag allein auf meinem Zimmer, nur besucht von mancherlei traurigen Gedanken. In meiner Verstimmung schlug ich Klopstock's Messias auf und las einen Gesang, da wurde es noch ärger. Dieses breite, nüchterne Abhandeln religiöser Mysterien gleicht fast den neuen Entdeckungen der Chemiker, welche in ihren Versammlungen sich die verdichtete Luft in derben Brocken herumreichen. Viele von den Klopstock'schen Versen stießen mir gestern auch so ein Stück verdickten Himmel an die Seiten. Doch welches Buch in der Welt hätte mir gestern gefallen können.«

*

Diese Liebe blieb nicht ohne Episoden, es unterbrach sie eine einsame Fußwanderung mit der einst berühmten Opernsängerin Karoline Unger durch das Salzkammergut; dann eine leidenschaftliche Hinneigung zu einem Mädchen in Stuttgart, das Lotte hieß, Lenau durch Gestalt und Gesang mächtig fesselte und dem er seine »Schilflieder« widmete. Man nannte sie darnach immer die Schilflotte. Die erwachte Leidenschaftlichkeit für die Ungarin, welche weder durch Jugend noch Schönheit, wohl aber durch Musik und Geist zuerst geweckt und, wie ein Freund Lenau's, der

Dichter Graf Heußenstamm, mir versicherte, nicht mit gleich starkem Gefühle erwidert wurde, mochte wohl auch durch andere Motive Nahrung erhalten haben. Vielleicht auch war es trotz der Zugvogelnatur Lenau's ein tief in ihm liegender Wunsch nach Häuslichkeit, ein ihm stets eigener Hang nach Bequemlichkeit, nach sorgenfreier Existenz, der doch ihn mitbestimmte, einen eigenen Herd begründen zu wollen. Das folgende mir von seinem Schwager Schurz mitgetheilte Brieffragment gewährt einen Einblick in seine damalige Stimmung:

»Geliebtester Bruder! Späten, aber herzlichen Dank für Deine treuen Wünsche zu meinem Geburtstage. Wir rücken auch den Vierzigen zu, die Haare werden grau — und noch immer ledig. Was glaubst Du, sollt' ich nicht ein Weib nehmen? Wenn mir auch kein alter Vater, wie in jenem Bergmannsliedel, zuruft:

»Nimm dir ein Weib
Für deinen Leib.«

Willst nicht Du so gut sein und solchen Ruf an mich ergehen lassen? In Dingen, welche Glück brauchen, soll man sich immer auffordern lassen: Rogatus lude! Man gewinnt im Spiel, wenn einem die Karten aufgedrungen werden, und der heilige Altar, sit venia verbo! ist, wenn davor copulirt werden soll, auch so eine Art Spieltisch. Unbegreiflich leichtsinnig heiraten die Weiber ins Gelage hinein; ich bewundere die Entschlossenheit, womit sie das Schauerliche beginnen. Also Bruder! überlege Dir's und sage mir im October, wo ich Dich sehen werde, was Du denkst. Der Gegenstand meiner kühnen Schicksalshypothese ist . . .

Ischl, am 28. September 1839.«

An die schon genannte Karoline Unger richtete Lenau eine Reihe der leidenschaftlichsten Briefe; als aber bald sein heftiges Gefühl im Abströmen begriffen war, reuete es ihn, und er wollte die Briefe um jeden Preis zurück-haben. Weil er nun fürchtete, die Dame könnte sie auf eine schriftliche Aufforderung — sie befand sich damals zwei Tagreisen von Wien entfernt in Ischl — nicht senden, reiste er eigens zu ihr, um, wie er bei sich dachte, durch Ueberraschung die Briefe zu erhalten. Er trat ins Zimmer, und ohne irgend welche Umstände sagte er: »Ich komme, meine Briefe zurückzufordern, geben Sie mir meine Briefe!« Die erschreckte Frau gab sie ihm, er stürzte fort, und, wie er später dem ihm be-freundeten Musiker Karl Evers erzählte, tanzte er in der Hausflur vor Freude, daß er die Briefe wieder hatte, die er dann verbrannte. Sie sollen zu dem Be-deutendsten und Interessantesten gehört haben, was er überhaupt jemals geschrieben.

Das Bild des Dichters, wie es sich in einem Frauenauge, dem die herbsten Thränen der Erde entflossen sind, gespiegelt hat, sei hier mitgetheilt; es ist von jener Frau gemalt, der wir die an sie gerichteten Briefe in den vorangehenden Blättern zu verdanken haben.

»Neulich sah ich auf der Donau, was mich heftig und schmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroate oder Slovake, oder Landsmann von Ihnen, ein Wallfahrer, wie deren neulich eine ganze Schiffsladung bei Mariataferl er-trunken ist, trieb in einem kleinen Kahne auf der Donau. Im ärmlichen Zwilchkittel stand er in seinem Fahr-zeuge und ruderte lässig dahin und dorthin, planlos, und schaute mit seinen dunklen, schwermüthigen Blicken den bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die seinem wunderlichen Treiben zusahen. Seinen Hut mußte er weggeworfen haben, den bloßen

Kopf setzte er der glühenden Sonne aus, kein Kleidungsstück, kein Brot, keine Flasche hatte er in seinem Kahne, nur einen großen vollen grünen Kranz, den er an seinem Pilgerstab am Vordertheil des Schiffchens, wie eine Flagge befestigt hatte. War das nicht das Bild eines echten Dichters? Ihr Bild, lieber Niembsch? Haben Sie nicht auch im Leben so herumgetrieben, im leichten Kahne auf dem wilden dunklen Strome nach keinem Ufer ausblickend, mit weggeworfenem Hute, und nur den Kranz bewahrend statt alles irdischen Gutes? Und wenn die anderen besonnenen, klugen Leute sorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf ihre Schädel stülpten — haben Sie nicht Ihr edles schönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem schönen, grünen, ewiggrünen Kranze umschlungen, aber nicht geschützt? O die glatten schlanken Lorbeerblätter schmücken die Stirne nur, sie behüten sie nicht, sie halten die Unbild dieser rauhen Zeit nicht ab, und darum, darum sind Sie krank! Ich habe ihm lange nachgesehen, dem armen Landmanne, und an seinen Landsmann gedacht mit quälender Sehnsucht.«

Ein Spaziergang.

Es war im Frühling des für Lenau so verhängnißvollen Jahres 1844. Lenau wohnte damals bei einer ihm innig befreundeten Familie im Dorfe Lainz, das eine Stunde von Wien entfernt liegt. Wir saßen nach Tische allein im silbernen Kaffeehause, er forderte mich auf, ihn nach Lainz zu begleiten. Auf dem nahen Mehlmarkte waren Omnibusse aufgestellt. »Wir wollen

lieber allein in einem Wagen fahren. Mich freut es nicht mit so Vielen zusammen! Es ist doch ein schöner Genuß, mit vier prächtigen Hengsten durch's Leben fahren zu können.« Nun fing er mit einem Fiaker zu unterhandeln an, ob er nicht von seinem Collegen ein Paar Pferde borgen und zu den seinen spannen wolle? Der Fiaker meinte: »Euer Gnaden! da fangeten ja d'Schusterbuben a Rebellion an.« — »»Sie haben Recht!«« sagte Niembsch und zog mich herzlich lachend fort. »»Aber im Omnibus fahre ich nicht. Man muß dem Volke zeigen, daß man lieber zu Fuße allein geht, als mit ihm.«« Man würde sehr irren, wenn man diese Aeußerung für eine aristokratische Volksgeringschätzung halten würde, es war nur ein vornehmes Wesen in ihm, das sich gerne von den Sorgen der Alltäglichkeit ferne hielt und nicht der Gemeinheit verfallen mochte, die sie so häufig dem Unbegüterten aufzubürden pflegt. Lenau besaß die Passionen eines reichen Cavaliers, der durch nobles Geldverthun gerne heitere Gesichter um sich sieht. Er mied, wie überhaupt die Gesellschaft, noch mehr die aristokratischen Kreise, deren Zierde er durch Geist und feinen Anstand hätte sein können, in die zu treten der Edelmann jedenfalls berechtigt befunden worden wäre. Eduard, der Bruder des dahingeschiedenen Dr. Ernst v. Feuchtersleben, der zu Aussee, dem Geburtsorte der modernen Philippine Welser, lebte, wohin Lenau einigemal kam, wollte ihn dem eben in Aussee anwesenden Erzherzog Johann, dessen Begleitung gewöhnlich die Honoratioren daselbst bildeten, vorstellen. Er lehnte es ab. Wenn Lenau in scheinbarem Widerspruche mit seinem Gedichte »Protest« das fünfzigjährige Jubiläum des Erzherzogs Karl mit einem Gedichte feierte, so wurde er dazu durch seine geselligen Beziehungen zu einer Familie veranlaßt, in welcher

er Jahre lang gestanden, in deren Kreisen auch die schönen Gedichte: »An Kleyle«, »Im Vorfrühling«, »Am Grabe E. Mikschik's«, »An Louise« (v. Sommaruga) u. s. w. entstanden sind. Erst in seinem Nachlasse fand man eine ihm damals als Dank zugesendete goldene Jubiläums-Medaille, deren er nie erwähnte.

Ich erinnere mich auf dem Gange nach Lainz unserer Gespräche nicht mehr, die wir während einer langsamen Fußwanderung führten, nur eine Aeußerung weiß ich bestimmt, daß er über schlaflose Nächte klagte und wie er den wenigen Schlaf, dessen er genösse, mit reichlichem Schweiße büßen müsse. »Das hat etwas zu bedeuten!« schloß er seine Mittheilung. Wir kamen an einem Laden vorbei, wo Lose zu einem Herrschaftsgewinne angekündigt waren. »Wie wäre es,« fragte ich, »wenn wir ein Los zusammen nähmen, dann ging es vielleicht mit den vier Hengsten!« — »»Bene amice! Rogatus lude!«« Wir kauften ein Los, er nahm es zu sich und schrieb mir im Laden eine Bestätigung. Als ich dagegen protestirte, meinte er lächelnd: »Man kann nicht wissen, wie Einen der Tod hinterschleicht.«

Ursachen des Wahnsinns.

Durch die »Augsb. Allgem. Ztg.« erfuhren alle Freunde Lenau's in Wien, er habe sich verlobt. Er, der, wenn vom Eheglücke die Rede war, zu sagen pflegte: »Das habe ich verpaßt,« oder wohl auch, je nach Stimmung: »Die Ehe ist ein unnatürliches und somit unmoralisches Institut;« er also verlobt! Niemand, der ihn näher kannte und ihm wohl wollte, begrüßte die Nachricht mit der Hoffnung, daß ihm sein Entschluß Glück bringen werde. Mancher sagte wohl gar: »Das

ist ein verrückter Streich!« Lenau kam nach Wien. Seine Stimmung war eine ungewohnt heitere, fast lustige. Er wollte in der Brühl, in der Nähe von Wien, von dem Novellisten v. Bayer-Rupertus ein Haus und einen Garten kaufen. Es erschien an dem sonst so ernsthaften Manne die Stimmung als eine überreizte. Ich war damals nur zweimal mit ihm zusammen. Einmal im Gasthofe »zum Amor« in der Singerstraße mit dem uns befreundeten Dr. Alfred Julius Becher, demselben, der nach Niederwerfung der Wiener Bewegung im Jahre 1848 durch Windischgrätz's Gnaden erschossen wurde. Als ich eine Flasche des besten österreichischen Weines von Weidling — wo jetzt der Dichter begraben liegt — bringen ließ, und wir auf das Wohl seiner Braut anschlugen, sagte er: »Meine Braut wird Euch gefallen. Das ist eine echte deutsche Jungfrau!« — Er lud mich ein, ihn in Lainz, wo er wieder wohnte, zu besuchen, um ihm mein eben vollendetes Gedicht: »Don Juan de Austria« vorzulesen. Wir fuhren, Franz v. Schober, A. J. Becher, Max Löwenthal und noch einige Freunde, deren ich mich nicht erinnere, an einem regnerischen Nachmittage zu ihm. Er empfing uns mit einer fast erschreckenden Heiterkeit.

Ich muß hier manchen sehr merkwürdigen Ausspruch Lenau's über Kunst verschweigen, so auch manchen geistreichen und scharf treffenden Tadel, weil er nur durch ausführliche Hinweisung auf Gestalten und Gruppen meines Gedichtes verständlich würde. Ich erwähne nur, daß er sich wie bei »Colombo« antrug, auch der Pathe des »Don Juan de Austria« werden zu wollen: »Cotta muß das Gedicht drucken, ich werde mit ihm davon sprechen und etwa 14 Tage nach meiner nächst vorstehenden Reise schicke es ihm ein und berufe Dich auf mich.« — Die tief ernst erscheinende Haus-

frau lud uns nach der Vorlesung zu einem Thee. Lenau war in erhöhter, gereizter Stimmung und begab sich bald in ein zweites Zimmer, legte sich angekleidet wie er war, auf's Bett und bat uns, die wir ihm folgten, uns im Gespräche nicht stören zu lassen, er wolle schon mitreden; nur sei er sehr müde, »Frankl! lies uns doch die Strophe von der schlaflosen Nacht noch einmal vor.« Als ich geendet hatte, klagte er, wie neulich auf dem Gange nach Lainz: »Ich erwache jeden Morgen aus halbem Schlafe, der mit den wahnsinnigsten Träumen angefüllt ist, in Schweiß gebadet. Es ist etwas in dem Organismus, das heraus will; die Poren sind aber zu klein für die Krankheit.« Wir trösteten ihn mit seiner auffallend guten, frischen Gesichtsfarbe, die vielleicht nur das Symptom eines schon fiebernden Blutes war. Ich sah ihn an diesem Tage zum letztenmale in geistig gesundem Zustande.

Im Jahre 1845 machte ich eine Reise durch Deutschland; in Stuttgart angelangt, war es meine erste Sorge, mir bei der Familie Reinbeck nähere Auskunft über den Kranken zu verschaffen: Als sich Lenau verlobte, waltete eine durch nichts verschuldete unwillkürliche Täuschung ob: Die Verlobten hielten sich gegenseitig für reich. Der Irrthum klärte sich bald auf. Lenau wurde daher von der beunruhigendsten Sorge ergriffen. Von den Zinsen seines für seine Schriften ihm contractlich zugesicherten Capitales 20.000 fl. Rheinisch konnte er, bei seiner Weise zu leben, kaum allein existiren. Seine Braut aufzugeben, verboten ihm Neigung und Ehre. Da kam noch ein Umstand hinzu: die genannte Summe sollte in Raten bezahlt, die rückständigen bis zu ihrer völligen Auszahlung verzinst werden, was früher wenigstens oft ausgesprochen war. Lenau hatte es irrig so verstanden. Nun noch weniger im Stande, für einen

Haushalt zu sorgen, ergriff ihn die Angelegenheit bis ins Innerste. Er kam mit einem Zornanfalle in seine Wohnung zurück, der sich fast zur Wuth steigerte. Es rührte ihn der Schlag. Kaum genesen, kamen Briefe aus Wien von einer Dame; sie mögen sehr leidenschaftliche Vorwürfe, vielleicht auch zu wohlbegründete Furcht für des Dichters Zukunft enthalten haben. Er verbrannte sie jedesmal. Ein Brief sagte: es sei ein gutes Zeichen, wenn noch Briefe kommen, wenn sie erst heiter würden, und dann gar nicht mehr kommen, dann .... Lenau wurde wahnsinnig. Gewiß waren es die letzterzählten Momente nicht allein, die ein so trauriges Geschick des Dichters bedingten, wenn auch herbeiführten. Sie waren die nächsten Ursachen eines vielleicht durch die Leidenschaftlichkeit eines Vaters, die sich selbst aufreibt, durch die phantasievolle Mutter Angezeugten und Empfangenen. Ein cholerisch-melancholisches Temperament läßt schon den Knaben die Einsamkeit lieben. Seine kindlichen Spiele verrathen eine ernste glühende Einbildungskraft, die sich auf fromm religiöse Anschauung, auf kirchliches Gepränge beziehen. Jene Triebe in der physischen Sphäre erwachen, denen die Knaben verderblich zu huldigen pflegen. Der Verlust einer leidenschaftlich geliebten Mutter, an deren langjährigem Krankenbette der Sohn als Wärter lebt, bringt in sein ernstes Gemüth nur eine tiefere Stimmung. Der rege Geist, der ruhelos Befriedigung sucht, schweift von einer Wissenschaft zur andern. Nirgend scheint sich ihm das Räthsel zu lösen. Er beginnt starke, melodisch geformte Fragen an das Leben, an die leblose Natur, die er vor Allem liebt, vor der ihm aber doch graut, so oft er sich in sie versenkt, zu richten. Er schreibt Gedichte. Die alte Welt widert ihn an, er geht zu Schiffe, der trostlos gren-

zenlose Ocean stimmt sein Herz erhabener, aber auch einsamer. Sein Ideal ist in der neuen Welt, ist — diesseits nicht zu finden. Einsame Ritte durch den Urwald ziehen ihm lang andauernde, heftig quälende Erkältungen zu, die schwanke See den Scorbut. Sein Unterleibssystem wird krankhaft. Das Verkehren der natürlichen Ordnung, welche die Nacht dem Schlafe, den Tag der Arbeit und Bewegung widmet, unausgesetztes Forschen mehr mit der Phantasie als dem klaren Verstande, erhöhen die vorhandene krankhafte Stimmung. Vorliebe für würzhafte Speisen, für feurigen Wein, für starken Kaffee und narkotischen Tabak vermindern sie nicht. Trotz glänzender Erfolge bleibt ein ungemessener Ehrgeiz, trotz großer Anerkennung eine noch größere Selbstschätzung unbefriedigt. Die Phantasie des Dichters versenkt sich in die Bücher der Gnostiker. Die mystische Weltanschauung bemächtigt sich seiner; dabei eine Vorliebe für das sagenhaft Wilde, das schauerlich Blutige, ein kühnes Spielen mit dem Dämonischen. All' diesem ist durch keine praktische Thätigkeit, durch keine materielle Lebensarbeit ein Gegengewicht geboten. Diese intensiv feurige Seele, in welcher die geistigen Anlagen die Kraft des Willens und des Urtheils beherrschen, hat früh die Liebe zu einer Unwürdigen überkommen; das Verhältniß blieb nicht ohne Folgen und wirft einen peinigenden Schatten in sein Gemüth, durch sein ganzes Leben. Als ihn das Gefühl der Liebe wieder ergreift, bringt es seinen Geist in Kämpfe neuer Art. Sehnsucht und Vorwurf ringen gleich stark in ihm. Er sucht frei zu werden, es hat ihn langsam, aber mit um so sichereren Banden angeschmiedet. Er fängt an, unter fortgesetzter geistig aufregendster Arbeit, über das abnehmende Leben, über den Verlust der Jugend zu klagen; er bemerkt

erlöschende physische Kraft, eine geistig gedämpfte dürfte dem Kenner Lenau'scher Werke in den letzten Scenen des »Don Juan« entgegen dämmern. Er hält das Glück eines eigenen Herdes, einer beglückenden Häuslichkeit für »verpaßt«, Sorge um die Zukunft ergreift ihn. Doch verlobt er sich mit einer vermeintlich reichen Braut. Der Wunsch, sich in der Nähe Wiens ansäßig zu machen, die Absicht, noch manche Geschäfte zu ordnen, führen ihn dahin zurück. Wenn alle Freunde den letzten Schritt des Freundes nur bedenklich finden, ein weibliches Herz ist durch ihn zertreten — das stirbt nicht ohne schmerzlichsten Aufschrei. Er reist ab, ein Unfall auf der Donau setzt ihn stundenlang nächtlicher Kälte und Nässe aus, und macht den reizbaren Organismus nur noch empfindlicher. Die angedeutete Enttäuschung tritt ein, die Sorge legt sich mit einem Vampyrrüssel an das ängstlich klopfende Herz, das schon einmal an einer Entzündung gelitten hat. Die heftigste Aufwallung eines zornmüthigen Blutes bringt einen Nervenschlag, er legt die kalte Todeshand — vorerst nur mahnend — an ihn. Erschreckende Briefe fliegen ihm zu. Entsetzen und Verzweiflung ergreifen die Creatur und — »Du kennst,« äußerte Lenau einmal, »die Geschichte von Phaëton und den durchgehenden Sonnenrossen. Wir Dichter sind alle so phantastische Wagenlenker, die sehr leicht einmal von ihren eigenen Gedanken geschleift werden können.«

In Winenden.

Im Herbste 1845 besuchte ich den armen Kranken in Winenden. Mein Landsmann, der verstorbene Schriftsteller Franz Nork, war mein Begleiter. Ich copire

hier, um vom unmittelbaren Eindrucke nichts zu verwischen, das Fragment eines Briefes, den ich damals nach Wien sandte.

»Dienstag den 4. November 1845 fuhr ich Früh um 6 Uhr nach Winenden. Wir langten durch eine hügelige Landschaft um 9 Uhr an; ich stellte mich dem Hofrath Zeller vor und betrat mit ihm, dem Assistenten und dem Wächter mit klopfendem Herzen die Zelle. Lenau stürzte mir mit einem Freudenrufe: »Frankl!« entgegen, küßte mich heftig und preßte mich eine Minute lang ans Herz. Gleich darauf wendete er sich ab, fing an zu pfeifen, lateinisch zu reden, dumm zu lachen; dann verlangte er seine Violine, kratzte, der sonst so vortrefflich zu spielen verstand, einen Ländler, den er zugleich tanzte, und nahm von mir weiter keine Notiz. Ich suchte ihn zu fixiren, wie z. B. »Aber, lieber Niembsch, spiele doch etwas von Beethoven, den Du so sehr verehrst!« — »Ah, von Beethoven! den Grundgedanken der neunten Symphonie. Höre! Wir müssen uns dutzen, lieber Bruder!« Darauf geigte er etwa zehn Minuten ein wahres Charivari und blieb endlich ernst und heldenfest vor uns stehen; wie überhaupt seine Gestalt, sonst geknickt und eingebrochen, jetzt aufrecht und kopfhöher ist. Er trägt einen langen Bart, die Haare sonst schon grau untermischt, sind wieder schwarz, die Muskulatur stramm, nicht fett; nur das Auge ist umflort, er ist schön! Wie sich physisch seine Jugend vordrängt, so auch seine frühesten Erinnerungen. Er spricht jetzt mit ungarischem Accente deutsch, während es sonst aus seinem Munde rein klang. Er lief fortgesetzt auf und ab, pfiff, tanzte, kniete nieder; lud man ihn zum Sitzen ein, so that er dies sehr höflich, stand aber wieder auf und ergriff die Violine, rauchte eine Cigarre und spielte tanzend

einen Ungarischen, dann wandte er sich zum Arzte: »In der Musik liegt alles Geheimniß, aus der wollen wir ein ganz anderes therapeutisches System herausconstruiren!« Gewöhnlich folgte den Reden ein schallendes blödes Gelächter. »Was lässest Du nach Wien sagen?« — »Ah, ich reise mit, und die Sophie wird geheiratet! Diese Kappe hat sie mir gestickt. Weißt Du, Bruder, beim Amor der goldene Wein!« — »Hat Dich der Besuch Auersperg's nicht gefreut?« — »O, Auersperg! In omnibus partibus! Quos ego! ha, ha, ha!« Er setzte sich zu mir, umarmte mich, drückte mir die Hand: »Nicht wahr, Bruder! das thut gut!« Dabei zog er aus seiner Rocktasche zusammengelesene verdorrte Blätter; er warf sie fort, bis auf eines: »Dieses kostbare Blatt schenk' ich Dir, das hat — ha, ha, ha! dem Baume viele Mühe gekostet.« Ich mußte der Verse gedenken:

»Dies dürre Blatt,
Dies leichte off'ne Brieflein hat
Der Tod an mich geschrieben.«

Einigemal nahm er einen Sessel und schwang ihn: »Ich bin stark, ich erobere die Welt.« — So ging es toller noch, eine volle Stunde, mir war das Herz zerrissen, ich war entsetzt und konnte mich doch nicht losreißen. Aber er fing an, immer verworrener zu werden, ich nahm Abschied, er beachtete dies gar nicht, und ich hatte mit Hofrath Zeller noch eine lange Unterredung, der seltsamer Weise von den besten Hoffnungen beseelt ist, zu denen ihn mehr sein Wunsch, seine besondere Liebe zu Niembsch, als sein medicinisches Wissen zu berechtigen scheinen. Seit langer Zeit kehrt das sonst für Stunden klare Bewußtsein nicht mehr zurück, die Gedanken auf fortwährender Flucht sprechen aus dem Kranken heraus, ohne daß sie ihm selbst erkennbar sind. In rasendem Zustande verschlingt

er schon Verschlungenes wieder und construirt und bildet Menschen daraus. Du weißt, ich weine nicht leicht, diesmal that ich es mit Zeller gemeinsam und dann allein wieder. Ich habe den erschütterndsten Eindruck erlebt. Ich sehe keine Hoffnung! Legen sich auch die Wogen, aus deren Brausen die Aerzte hier noch eine günstigere Vorhersage schöpfen zu können glauben, so wird der stürmisch gehenden Fluth, nach meiner Ueberzeugung, ein Verebben folgen. Wenn das genesen heißt, so können wir den tiefschmerzlichen Anblick erleben, daß der phantasiereiche Dichter uns als ein Blödsinniger entgegentritt, der sich und die Welt nicht mehr kennt. Ich wünsche ihm aus tiefstem Herzen den Tod. Wenn er aber völlig genesen, wieder er selbst werden könnte, so müßte er nach Wien in seine gewohnte, bekannte Umgebung gebracht werden, denn hier wird er vielfach mißverstanden. Als er vom goldenen Weine »beim Amor« zu mir sprach, wurde das als ein sich Beschäftigen mit griechischer Mythe genommen, bis ich sie als eine Erinnerung an eine wirkliche Scene, die ich mit ihm verlebte, erklärte.

Ich weiß einen so tief schmerzlichen Mißton, der durch die Seele derjenigen schneidet, deren Auge auf diesen Zeilen ruht, nicht melodischer aufzulösen, als durch Lieder, die unser gemeinschaftliche Freund Anastasius Grün bald nach der Trauerkunde für meine »Sonntagsblätter« sandte; sie sind von mir nach seinem Tode in der Gesammtausgabe seiner Gedichte aufgenommen worden, und da diese sich nicht in allen Händen derer befindet, die das vorliegende Buch lesen, so mögen von den zwölf Sonetten, fünf derselben die vorliegenden Blätter schmücken:

An Nikolaus Lenau.

„Das Menschenherz hat keine Stimme
Im finstern Rathe der Natur!"
Lenau.

Als wettergleich fernher ertönt' die Kunde,
Daß du geschmiedet an den Fels der Leiden,
Da fühlt' ich durch das eigne Herz mir schneiden
Ein großes Unglück, eine tiefe Wunde.

Ich sprieße gern für mich allein im Grunde,
Doch möcht' an dir zu ranken ich nicht meiden;
Ein Gottesurtheil war mir dein Entscheiden,
Mein liebster Kranz Beifall aus deinem Munde.

Du sprachst mir Muth, als Unmuth mich gebogen,
Du hielt'st mich werth; dein Mund, der nie gelogen,
Er lehrte mich an eignen Werth noch glauben.

Und wollten dich mir die Dämonen rauben,
Zerbrochen wär' mein Stab, mein Kranz zerissen,
Und todt in dir mein Hoffen, mein Gewissen.

*

O, hört' ein Lied ich deinem Mund entklingen!
Genesung ist's, blühst du in Sängen wieder;
Des Dichterbaumes Blüthen sind die Lieder,
Kein kranker Baum wird solche Blüthen bringen.

Sei's auch ein düst'res Lied, wenn nur dein Singen!
Die dunkle Tanne blüht nicht hell wie Flieder,
Selbst deine Lerchen tragen schwarz Gefieder,
Nur Morgenroth vergoldet ihre Schwingen.

Es ist dein Lied der räthselvolle Falter,
Der einen Todtenschädel trägt zum Schilde;
Doch nur durch schöne Frühlingsnächte wallt er!

Der Passiflore gleicht's, ein Kreuz umschwankend,
Ein göttlich Leiden formt ihr Blüh'n zum Bilde;
Doch nur in Frühlingssonnen blüht sie rankend.

*

Es kam der Herbst. Zu jedem Sonnenstrahle
Sprach ich: Was lachst du mir? Zieh hin, vermähle
Du Klarer dich der kranken Freundesseele,
Ihm keltre du den Heiltrank in die Seele.

Der Winter kam. Ich bat ihn: Mir nicht male
Die Wangen roth, nicht mir die Sehnen stähle!
Den kranken Freund dir zur Verjüngung wähle,
Härt' ihm den Leib, der Rüstung gleich von Stahle.

Es kam der Lenz. Ich sprach: Nicht mich umschmeichle!
Die schwarzen Locken aus den Augen streichle
Dem kranken Freund und seine Stirne kühle.

Das Schönste deiner Flur sollst du erlesen,
An's Herz ihm legen Blumen der Gefühle,
Und kann er's, wird an ihnen er genesen.

Winnenthal.

1845.

Welch' Wiedersehn! Zerstörung und Entsetzen!
Ein prächt'ger Vollmondhimmel war dein Träumen;
Jetzt prasseln Sterne, fallend in den Räumen,
Durchras't von Blitzesknäueln, Wolkenfetzen.

Ich beb' — und soll vielleicht dich glücklich schätzen!
Krankheit vielleicht ist höhern Lebens Schäumen;
Wir sehn das schwarze Zauberroß sich bäumen,
Wild reißt es aus, gespornt, in scheuen Sätzen.

Ein kecker Reiter ohne Zaum und Decken
Sprengst du auf ihm durch ungemess'ne Weiten
Und wirfst uns zu im Flug gepflückte Sterne.

Doch uns lähmt die Bewunderung der Schrecken;
Indeß der Blick noch zagt dich zu begleiten,
Verschwand dein Flug im Nebelgrau der Ferne.

*

Im Hofraum plätschert noch der alte Bronnen
Wie einst, als diese Mauern Klosterhallen;
Er sah im Zwangshabit einst Mönche wallen
Und sang sie ein in der Verzückung Wonnen.

Doch andern Cultus hat der Herr ersonnen,
Ihn preis't der Mönchchor, ihn des Wahnsinns Lallen;
Noch wohnen hier, die mit der Welt zerfallen,
Im Zwangshabit, von glüh'ndem Traum umsponnen.

Sie haben eingekleidet dich der Zelle.
Clausur verschloß das Pförtlein, da wir harrten,
O, sink in himmlischer Entzückung Wonnen!

Ist's auch nur Traum, sei er doch süß und helle;
Die alten Blumen säuseln noch im Garten,
Im Hofraum plätschert noch der alte Bronnen.

In Döbling.

Dr. Alexander Bach, später k. k. Minister des Innern und Botschafter am römischen Hofe, Exc., versammelte als Curator des Kranken im Frühjahre 1847 mehrere Aerzte in der Irrenanstalt des Dr. Görgen zu Döbling, wohin Niembsch mittlerweile gebracht worden war, die Doctoren: Seeburger, Feuchtersleben, Riegler. Ich wurde, weil ich über den Zustand in Winenden berichten konnte, der Berathung beigezogen. Die Diagnose, die sich bei der Leichenöffnung nicht bestätigte, lautete: »Gehirnerweichung.« Niembsch kannte damals Niemanden mehr; er saß vorgebeugt auf dem Sopha, athmete sehr hörbar und war zu keiner Antwort zu bewegen. Der Frühling des folgenden Jahres 1848 kam mit seinen grünen Hoffnungen und blühenden Verheißungen wieder ins Land. Lenau, sein Sänger, erwachte nicht mehr aus der starren geistigen Dumpfheit.

Der lebhafte Wunsch, den Dichter, den mehrere Maler: Rahl, Staub, Kriehuber, v. Franck, Danhauser, die Reinbeck, diese vor der transatlantischen Reise, gezeichnet oder gemalt haben, der Nachwelt plastisch zu erhalten, veranlaßte mich im Sommer 1849 mit dem Bildhauer Hirschhäuter die Irrenanstalt zu besuchen. Niembsch saß zusammengekauert da. Haar und Bart, nicht geschoren, waren grau geworden und hingen lang herab. Das Haupthaar war gescheitelt, das Aussehen fahl, nicht auffallend krank, die Augen starrten gläsern. Er kannte mich nicht. Er hatte seit Monaten schon die Sprache verloren, hörbares rasselndes Athmen oder wildes Schreien waren seine einzigen Laute. Dr. Görgen erzählte uns mehrere Züge vom Kranken: als besonders charakteristisch hob er hervor, wie der im Ausdrucke stets keusche Lenau jetzt vorwaltend von cynischen Vorstellungen beherrscht sei, fast ausschließlich lasciv spreche. Die Natur Lenau's war eine tief sinnliche, und es ist begreiflich, wie sie, von der Herrschaft des Verstandes befreit, sich fessellos erging. Eines Tages führte man den Kranken über eine Treppenbalustrade, die mit Büsten von Philosophen, Dichtern und Aerzten geziert ist. Die Mutter des Arztes, die ihn eben begleitete, sagte zu ihm: »Sehen Sie, Hr. v. Niembsch! dies ist der Dichter Homer.« — »Ah, Homer! Niembsch ist auch ein großer Dichter.« — »Dies ist Plato's Büste.« — »Der die dumme Liebe erfunden hat!« ergänzte er mit schallendem Gelächter. Einmal wurde Nachts im Zimmer Lenau's heftiges Weinen gehört; Dr. Görgen eilte hinein, und auf vieles Fragen, was dem Kranken fehle, antwortete dieser weinend: »Niembsch ist sehr unglücklich.« Es war dies nach langer Dumpfheit ein überraschendes Aufflackern — ein Verlöschen. Diese Worte waren die letzten Lenau's auf Erden.

Der Bildhauer wünschte ein Daguerreotyp oder ein, wenn noch so flüchtiges Porträt Lenau's, da es nicht anzunehmen war, daß der Kranke so lange ruhig sitzen werde, bis er das Antlitz geformt, und so ging ich bald darauf mit dem Maler Josef Aigner in die Anstalt. Ich brachte die Zeit, während der Maler beschäftigt war, im Garten zu und schalte aus der handschriftlichen Aufzeichnung Aigner's folgende Stelle ein: »Der Hausarzt, auf unser Kommen schon vorbereitet, geleitete uns zum Zimmer Lenau's. Im kleinen Vorzimmer stand ein Clavier, darauf lag eine Violine; ungebraucht, bestaubt, schien sie, die Freundin seiner Seele, vergessen, auf dem Clavier zu liegen. Der Arzt betrat das Zimmer zuerst, um den Kranken vorzubereiten. Nach einer kurzen Weile ließ er uns eintreten. Welch' ein erschütterndes Bild! In einem braunledernen Lehnstuhle saß die gebrochene Gestalt mit der kranken Seele; ein gelblich bleiches Gesicht, langes, von der Stirne zum Scheitel getheiltes, hinter die Ohren gestrichenes Haar, voller grau-schwarzer Bart und ein Auge — nicht wahnsinnig, so voll Leiden und ganz unbeschreiblicher Wehmuth begegnete wie fragend dem Auge. Ich täuschte mich wohl, denn es lebte kein Gedanke, keine Frage mehr in des Dichters Brust. Auf die freundliche Erklärung des Arztes, daß er jetzt werde gemalt werden, klagte ein mir die Seele zerschneidendes Wimmern aus ihm hervor. Aufmerksam-furchtsam, so schien es, folgte er mit den Augen allen Vorbereitungen, die nöthig waren, bis es zum Malen kam. Endlich konnte ich beginnen; fieberhaft aufgeregt, entwarf ich rasch mit Kreide die Contour auf Leinwand und fing zu malen an. Zusammengekauert, die Hände auf der Brust gefaltet, den Kopf gesenkt, begegnete der matte Strahl seines Blickes immer dem meinigen, so oft ich ihn ansah; regungslos ließ

er mich gewähren, nur stieg in immer kürzeren Zwischenräumen der leise wimmernde Ton aus seiner Brust, der mich so ergriff, daß ich meiner Hand kaum mächtig war, und Thränen verdunkelten mir die Augen. In demselben Momente stieß der Kranke ein krächzendes Geschrei aus, zitternd, vor Grimm schien es, streckte er mir die Zunge spitz entgegen. Ich mußte an einen Adler denken, der sich zornig auf seine Beute stürzt. Ich war erstarrt! Nach einigen Minuten saß er wieder regungslos, bis sich die Scene wiederholte, dann wendete er jedesmal sich ab, als wolle er, kam mir vor, das Malen nicht stören; denn nach dem Schreien warf er sich immer genau in dieselbe Lage und sah ruhig und regungslos mein Thun an. Aber die Zornmomente folgten stets rascher auf einander — der Wärter wurde gerufen — ich hielt dem Kranken sein Bild hin, er starrte es wie eine leere Leinwand an — dann tobte er wieder — ich verließ entsetzt die Stube, die Anstalt, und erst im Freien gewann ich einige Fassung, aber das Bild hat mich mit seinen Schrecken nicht wieder verlassen.«

Das Bild hängt über meinem Schreibtische, an dem ich diese Blätter zurecht lege und ist denselben in treuer Nachbildung beigegeben. Zum Sterben ähnlich, macht es aber, bis auf den etwas starren Blick, nicht den Eindruck eines Geisteskranken, sondern eines sich in Gedanken tief versenkenden Menschen. Nach diesem Bilde nun und einem Daguerreotype, das eine Freundin des Dichters später mittheilte, formte der Bildhauer eine Statuette. Der Dichter, in einem ungarischen Pelzrocke, wie er ihn einst, als er zuerst aus seinem Heimatlande kam, trug, lehnte sinnend etwas gebeugt, vor sich hin zur Erde blickend, an einem zerspellten Eichenstamme.

Dichtergeschick.

Wahnsinn'gen Blickes schaust du auf mich nieder,
Faust-, Don Juan- und Albigenser-Dichter!
Es ist die Welt kein mitleidvoller Richter
Für Träumende auf des Gesangs Gefieder.

Unsterblich sind sie nicht allein durch Lieder,
Ein tragisches Geschick muß als Vernichter
An ihre Geister hängen die Gewichter,
Des Genius Symbol ist eine Hyder.

Genügten des Alkiden Heldenthaten?
Ihm hat Unsterblichkeit sich erst verbündet,
Als Dejanirens Giftkleid ihn verrathen;

Bis er wahnsinnig auf des Oeta Spitze
Sich hat den Scheiterhaufen angezündet
Und zum Olymp ihn trugen goldne Blitze.

*

Blind zog Homeros hin durch Hellas' Lande,
Der Götter und Heroen uns geschildert;
In grauenhaftem Wahnsinn ward verwildert
Torquato's Geist, umwallt vom Liebesbrande.

Ein Flüchtling war, dem Vaterland zur Schande,
Der Höll' und Paradies uns vorgebildert!
Ein Sclave hat Camoëns Noth gemildert,
Cervantes trug das Sclaventhumes Bande.

Es lebte Persiens Dichter im Exile,
Und da man heim ihn zum Triumphe holte,
Kam ihnen stumm sein Leichenzug entgegen.

Und Byron's Ruhm, den wohl erreicht nicht Viele,
Erst als im Freiheitsbrand sein Leib verkohlte
Ward ihm Unsterblichkeit als später Segen.

Leichenöffnung.

Am 22. August 1850 Vormittags kam Schurz zu mir, er weinte nur die Worte hervor: »Es ist aus!« Ich wußte, wessen physisches Ende gekommen war.

Schurz bat mich, die Anordnungen rücksichtlich der Leichenfeier, namentlich Gesang zu besorgen, und der Section am folgenden Morgen zu assistiren, die der dem schwesterlichen Hause Lenau's befreundete Arzt, Herr Dr. Heinrich Meckel von Hemsbach, vornehmen sollte.

Ich lud Hirschhäuter ein, mich in die Irrenanstalt zu begleiten, um im Interesse der anatomischen Wissenschaft einen Schädelabguß zu nehmen. Nach diesem hat später durch Vermittlung des Grafen Franz Thun, der sich von mir einen Abguß erbat, der Phrenologe Noël seine Beurtheilung niedergeschrieben. Die Lenau persönlich kannten, werden, wenn sie den Theil über die moralischen Fähigkeiten lesen, als Gläubige für die phrenologische Wissenschaft gewonnen werden. Allerdings ist es zu beklagen, daß Noël wußte, wessen Schädel er vor sich hatte.

Nach dem Schädelabgusse nahm am 23. August Dr. Heinrich Meckel die Obduction vor. Ich führte das Protokoll. Sowohl dieses, wie der phrenologische Bericht sind ihrem ganzen Inhalte nach in der ersten Auflage des vorliegenden Buches enthalten, worauf ich die fachmännischen Kreise hinweisen muß, indem die Rücksicht besonders für Frauen und sonst Empfindliche den Wiederabdruck zu unterlassen rieth. Eine ärztlich psychiatrische Beschreibung ist auch von Dr. Meckel in der »Allgemeinen Zeitung für Psychiatrie« von Damerow im Jahre 1850 niedergelegt worden.

Das Leichenbegängniß.

Der in der alten und in der neuen Welt keine Befriedigung fand, im Urwald, an Katarakten, auf Gletschern vergebens nach dem Frieden der Seele gerungen, der sollte auf einem Dorfkirchhofe, in einem stillen, berg- und waldumfriedeten, von einem kleinen Bächlein durchrauschten Thale zur ewigen Ruhe gebettet werden! Auf einem Hügel, von Akazien umschattet, an einen Weinberg gelehnt, steht ein kleines zierliches Haus; das letzte des Dorfes Weidling, hat es die Aussicht auf den Friedhof. Dies Haus war Lenau's seither verstorbener Schwester, Therese Schurz, eigen; vor demselben hinüberblickend, sagte der Dichter einmal zu ihr: »Auf diesem Friedhofe möchte ich begraben werden.«

Der Sarg wurde von dem Sterbehause in die Kirche von Döbling gebracht und daselbst eingesegnet. Unter den zahlreichen Gästen waren auch die persönlichen Freunde des Hingeschiedenen, die Exc. Minister Dr. Alex. Bach und Dr. Ant. Schmerling anwesend. Hierauf wurde von einem mit vier Pferden bespannten und reich bekränzten Wagen die Leiche, auf der Straße zwischen der Donau und dem Kahlengebirge hin, in das stille Thal von Weidling gefahren.

Das Glöcklein der Dorfkirche rief um die sechste Abendstunde eines sommerlich schönen Tages die Bewohner von Weidling zusammen. Vor dem einfachen Altare stand ein mit schwarzem Sammt überhangener Sarg mit dem umgestürzten Wappen, denn der Besitzer desselben war der Letzte seines Stammes, geschmückt.*

* Ich bewahre dasselbe als Andenken; es zeigt in einem viergetheilten Schilde je eine Rose und Lilie, und eine auf einem Felsen ruhende Burg. Es ist eigen, daß das Wappen

Ein grüner Eichenkranz dunkelte auf demselben aus bunten Blumenguirlanden und Sträußen hervor. Der Priester segnete die Leiche ein, die Sänger des nahen Klosterneuburg stimmten den Gesang an und dann bewegte sich der Zug, die Schuljugend voran, dann der Sarg, dem die Schwestern Lenau's mit ihren Töchtern in tiefer Trauer, mit ihnen die Freifrau v. Suckow, als Schriftstellerin Emma v. Niendorf genannt, und eine Anzahl von Verehrern, Männern und Frauen, folgten, dem Friedhofe zu.

Ein Quartett des Wiener Männergesang-Vereines sang, die Worte aus des Dichters schönem Sonette: »Auf den Friedhof zu Salzburg«, von Gustav Barth componirt:

»O schöner Ort, den Todten auserkoren
Zur Ruhestätte für die müden Glieder,
Hier singt der Frühling Auferstehungslieder,
Vom treuen Sonnenblick zurückbeschworen.

Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren,
Dem man sein Liebstes senkt zur Grube nieder,
Doch glaubt es leichter hier: wir sehn uns wieder,
Es sind die Todten uns nicht ganz verloren.«

Die Dichter Ludwig Foglar, Anton Schurz, Heinrich Laube sprachen dann, in Vers und Prosa, Worte tiefer Rührung; Laube von dem nahe vorüberwallenden deutschen Strome, dessen Rauschen man nächtlicher Weile hier vernehmen könne und der nun von hier wehmüthige Grüße mitnehmen werde in des entschlafenen Sängers heimatliche Fluren. Er sagte, wenn auch Deutschland in seinen Bestrebungen und Wünschen nur

---

eines anderen österreichischen zeitgenössischen Dichters, Gottfried's v. Leitner, ebenfalls Rosen und Lilien hat. Das Siegel, dessen sich Lenau bediente, zeigt symbolisch genug für dessen Leben: ein Schiff auf sturmbewegtem Meere mit der Umschrift: »Telle est ma vie.«

Zerstücktes bietet, so stimmen seine besten und deutschesten Herzen im Schmerze überein, daß sie einen deutschen Dichter verloren haben. Er schloß mit den Worten: »Der Rest ist Schweigen.«

Schurz las hierauf einen Brief Hammer-Purgstall's vor, in welchem dieser mittheilt, durch Unwohlsein verhindert zu sein, dem Begräbnisse anwohnen zu können: »Blumenkränze, Reden, Kränze und Gedichte sind nur ein schwaches Sinnbild des unverwelklichen Dichterruhmes, der als Monatrose durch alle Jahreszeiten des großen Weltenjahres blüht und überall, wo deutsche Zunge spricht, widerhallt. Eine Gedächtnißrede an dem Grabe zu halten, würde mir schon die Inschrift, womit ich diesen Brief siegle und welche der zweite Khalife Omar gewählt hatte, verwehrt haben: »Als Redner genügt der Tod.«

Wieder erhoben sich die Stimmen und sangen:

»Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das Höchste doch;
Wenn der Leib auch längst zerfallen,
Lebt der große Name noch!«

Dann wurde der Sarg in das Grab gesenkt — dann fielen Blumen aus Frauenhänden herab und bedeckten ihn rasch, damit die nachschütternden Schollen der Todtengräber nicht zu hart auf den Sarg fallen, dann — entfernten sich Alle langsam, die da wußten, wen man zum ewigen Schlafe hingelegt hatte und nur die Dorfbewohner, die eben nur einen Menschen bestatten sahen, beteten mit ihren Kindern ein lautes »Vater Unser«, daß das fromme Gebet uns noch lange nachhallte, als auch wir uns entfernten. —

Eine Todtenfeier.

Ich entfernte mich von den Quartettsängern vom Friedhofe fort über die Rebenhügel zu der eine halbe Stunde entfernten Stadt Klosterneuburg. Wir kehrten im Garten des Benedictinerstiftes ein und saßen unter schattigen Bäumen, vor uns den vom Kellermeister credenzten grüngoldenen Wein, der auf den Hügeln von Weidling reift. Wir sprachen nur von Lenau, seinem Leben, seinem Dichten, seinem tragischen Ende. Die Freunde forderten mich auf, ihnen die Ursache zu erzählen, durch die der Dichter dem Wahnsinne verfallen ist. Da begab sich etwas ganz seltsam Erschreckendes. Es war Nacht geworden und der Wirth hatte Glaskugeln, in denen Kerzen brannten, auf unseren Tisch gestellt. Kein Luftzug wehte, die Sterne leuchteten ruhig auf die Wipfel der Bäume. Als ich meine Auseinandersetzungen mit den Worten schloß: »Und so wurde Lenau wahnsinnig!« schlug plötzlich ein Windstoß in die Bäume, so mächtig, daß Zweige an ihnen zersplitterten. Die Lichtkugeln lagen zerschmettert auf dem Boden. Wirbelnder Staub flog um unsere Augen. Wir sprangen entsetzt empor, während der Aufruhr in der Luft über uns tobte. Nach nur wenigen Minuten hörte der Sturm auf und wich einem gewaltigen Regengusse. Wir flüchteten in den Klosterkeller und konnten nicht aufhören, von dem seltsamen, plötzlich erwachten Sturme, den wir tiefst erregt mit meinen gesprochenen letzten Worten: »So wurde Lenau wahnsinnig« in Zusammenhang brachten. Um endlich das nachwirkende bange Gefühl zu bannen, fingen die Sänger an ein Lied zu singen, dem dann noch andere folgten.

An einem von uns etwas entfernten Tische saßen acht uns unbekannte Herren und hörten, reichen Beifall spendend, den Liedern zu. Einer von ihnen erhob sich

endlich und fragte, bescheiden an uns herantretend, ob sie nicht auch ein Lied singen dürften? Auf unsere heitere Zustimmung fingen sie ein prächtig tönendes Singen an, ein Lenau'sches Lied, das uns Alle bewegte und freudig stimmte. Die Herren waren die Quartettsänger des Klosterneuburger Männergesang-Vereines. Nun fing ein herrlicher, muthiger Wettgesang an, der bei fröhlichen Anklängen der Weingläser bis in die frühen Morgenstunden währte. Der Kahlenberg glühte roth, als wir unter herzlichen Umarmungen schieden, ein baldiges Wiedersehen erwünschend.

Die antiken Bildhauer liebten es, auf Sarkophagen Lebensscenen: Gladiatoren- oder Amazonenkämpfe darzustellen, oder als heiteren Gegensatz des Todes auf dieselben bacchische Züge und Thyrsusschwingen zu meißeln. In unserer Zeit ist es Sitte, wenn ein Krieger zu Grabe getragen wird, ihn mit Trauerklängen zu begleiten und ihm Kanonendonner noch einmal nachtönen zu lassen. Wenn aber die Kameraden heimziehen, spielen sie heitere Musik auf. Auch wir hatten einen tapferen Lebenskämpfer zu Grabe getragen.

Es sei hier zum erstenmale mitgetheilt, daß nicht alle sterblichen Reste Lenau's zur Erde bestattet worden sind.

Die nachfolgende ist eine der schönsten morgenländischen Legenden:

Als Josua dem Volke berichtete, daß dessen Befreier und Führer Mose gestorben ist, da weinte das ganze Volk, doch wollte es nicht glauben und verlangte sein Grab zu sehen. Als nun Josua das Volk hinführte und das Grab geöffnet wurde, da lag nur das Herz darin des Propheten. Und das Volk hörte zu weinen und zu klagen auf und

sie schlossen wieder das Grab, nachdem sie gesehen hatten, daß unter ihnen des Propheten

Sinn, Fühlen, Denken und sein Lieben,
Bei seinem Volk sein Herz geblieben.

Als wir traurig die Obduction vornahmen, gedachten wir der Worte, die Lenau's »Faust« bei gleichem Anlasse im Secirsaale spricht:

»Wenn diese Leiche lachen könnte, traun,
Sie würde plötzlich ein Gelächter schlagen,
Daß wir sie so zerschneiden und zerhau'n,
Daß wir die Todten um das Leben fragen,
Mein Freund, das plumpe Messer tappt vergebens
Verlass'nen Spuren nach des flücht'gen Lebens
Es setzte flüchtig durch den Acheron,
D'rin sich dem Jäger seine Spur verloren.«

Als Dr. Meckel an das Herz der Leiche gelangte, äußerte er den Wunsch, sich dasselbe als Andenken mit in seine Heimat zu nehmen, wenn ich das Geheimniß bewahren wollte. Ich erwiderte, daß dies meinem Gefühle nach, so pietätvoll es auch gemeint sei, mir doch als ein Leichenraub vorkäme und wir hätten zu solchem Thun kein Recht. Anders wäre es, wenn der nahe Verwandte des Hingeschiedenen, der im Nebengemache weile, dazu die Erlaubniß gebe. Wir holten dieselbe ein und Dr. Meckel verwahrte das Herz in einer kleinen gläsernen Retorte. Nach Deutschland zurückkehrend, nahm er die Reliquie mit und es ist symbolisch, daß des edlen deutschen Dichters Herz bei seinem deutschen Volke geblieben ist.

Dr. Heinrich Meckel von Hemsbach ist nach wenigen Jahren gestorben. Ich weiß nicht, wer derzeit im Besitze der Reliquie ist.

Ein bisher ungedrucktes Gedicht Lenau's.

Poetisches Votum

an die verehrte Frau Hofräthin v. Kleyle über den herzkläglichen Unfall, welcher sich in deroselben berühmten Speisekammer ereignet hat in der Nacht vom 10ten auf 11ten October, im Jahre diesmal des Unheils 1837, zu Penzing in der Schmiedgasse.

Es füllt die Speisekammer
Ein bitterlicher Jammer,
Und wohl mit Fug und wohl mit Recht,
Denn wie die Welt geworden schlecht,
Zeigt sich ein schnöd Exempel
In diesem Magentempel.
Die Mutter steht betroffen
An den beraubten Brettern
Und ruft in Zorneswettern:
»Wer ließ das Fenster offen?«
Wenn sie nicht Christin wäre
Und eingedenk der Lehre:
»Du sollst dem Feind vergeben,«
Der Eingriff in ihr Leben,
In ihren Speiseständer,
Er könnte sie versuchen,
Den Räuber zu verfluchen,
Den Magentempelschänder.
Sie blickt nach ihren Schätzen,
Und ach! erblickt sie nicht,
Da bleicht ihr Angesicht
Hausfrauliches Entsetzen.
Sie forscht in ihrem Schrecke
Vergebens nach dem Specke,
Er ist bei Nacht verschwunden,
Trotz unseren drei Hunden.
Sie sucht in ihrem Gram
Das Leibgericht der Wiener,
Das auch abhanden kam,
Die braungebacknen Hühner.
Hühnlein sind abgezogen,
Dem Specke nachgeflogen,

Sie sind vorbeigeschwunden
An drei verschlafnen Hunden.
Jetzt faßt ein tödtlich Grauen
Die häuslichste der Frauen.
Sie ist ins Herz verletzt,
Der Jammer packt sie jetzt
Mit seiner ganzen Stärke,
Es ist ein Streich zum Weinen:
Geraubt sind auch die feinen
Geburtstagszuckerwerke!
Nun steht sie da ergrimmt,
Ihr Auge glüht und schwimmt
In wirthschaftlichen Thränen,
Unchristlich, doch von Herzen
Wünscht sie drei Tage Schmerzen,
Den frechen Diebeszähnen.
Jetzt sammeln sich die Kinder
Und klagen nicht gelinder,
Und aus der bittern Klage
Entspringt die große Frage:
»Hat sich ein Mensch vergessen?
Hat dies ein Thier gefressen?
Als eurer Zweifel Richter,
Laßt gelten einen Dichter:
Was hier dem Dieb gefiel,
Zu vielerlei und viel
Will's meinem Sinne scheinen,
Für eines Thieres Fraß,
Drum soll ich lieber meinen,
Daß sich ein Mensch vergaß.
Doch muß ich wieder glauben
Trotz viel und vielerlei,
Bei solchem frechen Rauben
War auch ein Thier dabei.
Wie auch der Fall sich wende,
s'ist Alles eins am Ende:
In diesem Duftrevier
Hat Beides: Mensch und Thier
Zu eurem Herzeleide
Heut Nacht sich's lassen schmecken,
Ob in zwei Leibern beide,
Ob sie in einem stecken.«

Die nachfolgenden Albumverse sind in der Gesammtausgabe der Lenau'schen Werke nicht enthalten.

An Fräulein Maria von Hennersdorf.

Gleich wie Nachtlüfte weh'n in Blüthenhagen,
Wehmüthig säuseln, doch kein Blatt entführen;
Die Nachtigallen in den Büschen klagen,
Doch keine Rose je zu Tode rühren,
So soll, Verehrte, meiner Lieder Trauern
Durch deine reichen Freudenblüthen schauern.

In das Album einer Dame,

nach Durchwänderung des Schloßkellers und Gartens.

Auf solchem Gang durch einen reichen Keller,
Da schlägt der Puls des Herzens tiefer, schneller.
Auf solchem Gang durch einen grünen Garten,
Da wetzt das Leben aus die alten Scharten.

Denkmale.

Das frömmelnde Kreuz.

Das Grab Lenau's ist neben dem neunsprachigen Sarkophage des Orientalisten Hammer-Purgstall gebettet. Die Schwestern des Hingeschiedenen ließen es mit einer sieben Schuh hohen Pyramide aus geschliffenem grauen Granit schmücken. Sie zeigt das vom Bildhauer Hirschhäuter geformte, in Bronze gegossene Porträtmedaillon Lenau's. Eine Schlange umgibt es, die nach christlicher Anschauung das Symbol der Ewigkeit, nach heidnisch-römischer das des Genius ist. Ueber dem Medaillon glänzt ein Stern, im Sockel der Pyramide der Name Lenau in Gold.

Neben Lenau innerhalb eines einfriedenden Eisengitters ruht seine geliebteste Schwester Therese und deren Gatte Schurz, welcher der treueste Freund und Pfleger des Hingeschiedenen war.

An das Denkmal, dessen Entwurf mir von der Familie anvertraut war, knüpft sich für mich persönlich ein verhängnißvolles Erlebniß. Das Denkmal wurde ein Jahr nach dem Tode Lenau's aufgestellt und festlich eingeweiht. Ueber diese Feier erschien in der »Ostdeutschen Post« ein Bericht, der unter anderem davon sprach, wie schön es sei, daß sich über dem Grabe dieses Dichters, dessen christlicher Glaube dem Zweifel anheimgefallen war, kein »frömmelndes Kreuz« erhebt. Wien war damals noch vom Jahre 1848 her vom Belagerungszustande niedergehalten und das Concordat, das papierne Canossa, wie es Anastasius Grün nannte, im Anzuge. Ich wurde, da meine intime Beziehung zu Lenau und seiner Familie bekannt und ich ein Mitarbeiter des genannten Blattes war, für den Verfasser jenes Berichtes gehalten. Man fahndete im Redactionsbureau nach dem Manuscripte und es fand deshalb auch bei mir eine Haussuchung statt. Ich wurde vor das Kriegsgericht geladen und ohne vorliegenden Beweis, nach einer sehr militärisch summarischen Untersuchung, wie es in dem betreffenden Decrete hieß, als »gefährlicher Schriftsteller« von Wien verbannt. Der Verfasser jenes Berichtes entzog sich durch rasche Abreise von Wien der Untersuchung und Verurtheilung. Nichtsdestoweniger wurde er, als er die Sache verschollen glaubte und nach einem Jahre erst nach Wien zurückgekehrt war, zu einer mehrmonatlichen und von ihm auch verbüßten Kerkerstrafe verurtheilt.

Ich würde diese streng persönliche Angelegenheit, die seinerzeit Aufsehen erregte, nicht erzählen, wenn nicht durch die angeführte journalistisch flüchtige Bemerkung eine für den Dichter bedeutsame, ihn in seiner religiös christlichen Anschauung tief charakterisirende Aeußerung wachgerufen worden wäre, der sich

ein bekenntnißreiches Brieffragment des Dichters anschließt. Seine Freundin, der wir die tiefpoetische symbolische Anschauung des Dichters in diesem Buche, und die an sie gerichteten, bisher unbekannt gebliebenen merkwürdigen Briefe zu danken haben, schrieb:

»Kein frömmelndes Kreuz, nur der Name Lenau prangt am Monument«, sagt die »Ostdeutsche Post«. Hätte nicht gerade zu diesem Namen ein Kreuz gepaßt? Der Mann, der diesen Namen trug, hat das Kreuz getragen und das Kreuz geliebt. Als Kind hat er gläubig das Glöcklein geschwungen, das die Erscheinung des Herrn ankündigt, und die Wolken des Rauchfasses trugen seine Seele zu den Füßen des Herrn. Was aber das Kind geliebt hat, das bleibt Eins mit der ganzen süßen Kinderzeit, und daran muß der Mensch sein Lebenlang zurückdenken mit wehmüthiger Neigung. Daher, wenn auch dem Jüngling im Gefühle seiner wachsenden Kraft, im Uebermuth des ersten Wissens der Glaube entbehrlich schien; wenn der gereifte Mann, durch die Feindseligkeit seines Schicksals zum Kampfe gereizt, »mit den höchsten Mächten begann zu hadern und zu rechten,« konnte doch ein geringfügiger Anlaß genügen, die bewegliche Dichterseele aus der Wüste des Zweifels in die Oase des Glaubens zurückzuführen, das sie durch alle Irrfahrten hindurch anheimelte, wie ihre Kinderzeit. Sagt doch Faust selbst in der Stunde der Versuchung »den Herrn nicht lieben, wäre schwer«. Es strebt durch Genuß und Schuld hindurch nach der Wahrheit. Auf dem Boden des Bechers, im Herzen des Weibes, selbst in der klaffenden Todeswunde des Feindes, sucht er Anfang und Ende alles Seins, sucht er den Herrn.«

Ein von der Schreiberin voranstehender Zeilen an den Sänger gerichtetes Gedicht, in welchem sie tiefen

Kummer über den Grund seiner unseligen Verstimmung und den Wunsch, ihn zu heilen, aussprach, veranlaßte ihn zu einer schriftlichen Erwiderung, in der es heißt: »Diesem Liede verdank' ich meinen Savonarola.«

»Die Geschichte dieses Märtyrers,« fährt die Freundin fort, »war ein würdiger Rahmen für die des Dichters neu erwachte Liebe zu einem persönlichen Gotte. Das war vielleicht die glücklichste Zeit des Dichters. Er schrieb in einem Briefe an mich: »Der Zauber, das Schöne, Unvergeßliche, Alleinbeseligende der Persönlichkeit, die tiefe Bedeutung der Individualität ist mir aufgegangen; ich lerne mich freuen an der individuellen Schranke und die demüthige Freude hieran, verbunden mit der Liebe zum Schöpfer, ist Religion. Die manchmal noch erwachende zerstörende Heftigkeit meiner Seele ist ein manchmaliger Rückfall in böse alte Stimmungen, ein plötzlicher Aufschrei meiner heidnischen Zeit. Zuweilen naht sich meinem friedlichen Hause ein wildes Thier aus jener Wüste, in welcher ich mich einst herumgetrieben und schreit nach mir und will mich zurückrufen. Aber ich folge nicht, ich bleibe bei Gott. Ich habe in früherer Zeit an der Unsterblichkeit gezweifelt, jetzt lehrt mich die Noth, mich an diesen Glauben zu klammern; ich muß Vergeltung hoffen, wenn ich nicht ganz verzweifeln und alles hinwerfen und zerbrechen soll.«

»Aber auch auf den empörten Wogen der Leidenschaft in den »Albigensern«, schreibt die Freundin des Dichters weiter, »wandelt der milde Christus Savonarola's. Den Traum im »Nachtgesang« hat Lenau wirklich geträumt und die süße Stimme, die ihm »Guten Abend, Freund, und gute Reise« zuruft, war ihm die Stimme eines Himmlischen. Wenn gläubiges Festhalten an den Schöpfer, erbarmende Liebe zu den Geschöpfen, wenn begeistertes Streben nach dem Wahren und

muthiges Ringen mit dem Falschen, wenn Lieben, Leiden und Entsagen — Kennzeichen eines Nachfolgers Jesu sind, so setzt auf Lenau's Denkmal ein Kreuz!«

Ein heiliger Nikolaus.

Einige hundert Schritte vom Friedhofe entfernt, in welchem Lenau begraben ist, befindet sich ein kleines Erlen- und Birkenwäldchen. Dahin pflegte Lenau, wenn er bei seiner Schwester wohnte, gerne seine Schritte zu lenken, stundenlang im Grase zu ruhen und zu sinnen. Diesem Lieblingsplatze des Dichters haben wir wahrscheinlich das schöne Bild in seiner »Reiseempfindung« zu danken:

»Ich sah in bleicher Silberpracht
Die Birkenstämme prangen,
Als wäre d'ran aus heller Nacht
Das Mondlicht blieben hangen.«

Hier gingen dem Dichter auch die Waldlieder auf, deren er einige im Birkenwäldchen dichtete.

Um die so dichtergeweihte Stelle zu bezeichnen und an den »Meister Niklas« zu mahnen, ließ ich, im Sinne der fromm katholischen Bevölkerung, von einem mir befreundeten Künstler den Schutzpatron Lenau's, einen heiligen Nikolaus auf Blech malen und befestigte den gottseligen Bischof unter Mithilfe der mir freundlich geneigten Nichte Lenau's an dem schönsten Birkenbaume und, um den »Niglo«, wie ihn die Wiener nennen, vor einer etwa entheiligenden Beschädigung zu hüten, ziemlich hoch. Die jugendliche, geistig und körperlich anmuthige Therese hielt die Leiter fest, auf der ich emporkletterte. Es war dies am Allerseelentage des Jahres 1850, also nur wenige Monate nach dem Tode des Dichters. Das Bild sollte, wenn seine Theueren, wie es üblich ist, die Gräber besuchen

und bekränzen, für sie eine wehmüthige Ueberraschung sein. Aber schon nach wenigen Wochen war der gute Heilige von seinem Standpunkte verschwunden. Ein frommer Landbewohner hatte ihn gestohlen. Als ich dem Ortspfarrer darüber mein Leid klagte, äußerte er: »Ja, warum haben Sie das Bild nicht kirchlich einweihen lassen? Ich hätte das gerne unter würdiger Assistenz vollzogen. Ich kann aber freilich nicht ganz sicher behaupten, ob der eingesegnete Heilige nicht doch gestohlen worden wäre. Es ist ein Gesindel!«

In Deutsch-Altenburg.

Vor etwa 15 Jahren gingen Verehrer des Dichters damit um, ihm, dem dereinstigen Zöglinge der Agriculturschule in Deutsch-Altenburg, ein kleines Denkmal zu widmen. Es sollte im Lehrsaale der Anstalt die Büste Lenau's aufgestellt werden. Bereits hatte der mir befreundete Bildhauer Joseph Pönninger eine solche entworfen und architektonisch umgeben; doch reichten die gesammelten Gelder nicht aus, und wurden diese später dem für Wien projectirten Denkmale zugewendet. Ein Aquarellbild des Lieblingsplatzes des Dichters im Parke der Anstalt — dicht belaubte uralte Bäume, die einen stillen Raum beschatten — zählt zu meinen kostbaren, von einem Freunde mir verehrten Angedenken.

In Csátad,

dem Geburtsorte Lenau's, ist das Haus, in welchem er geboren wurde, mit einer Gedenktafel geziert. Das Haus stellt sich für die kleine Ortschaft genug stattlich dar, ein Stockwerk hoch, das zehn Fenster in der Fronte im ersten Stockwerke und deren neun zu ebener Erde zeigt. In der Mitte ist ein rund gewölbtes Eingangsthor. Je drei und zwei Bäume flankiren dasselbe. Die

Gedächtnißtafel soll über dem Hauseingang angebracht worden sein; ihr Wortlaut und von wem sie gewidmet, ist durch die Journale, die von ihr berichtet haben, nicht bekannt.

Eine Büste.

Ein Schüler Kundmann's an der Akademie der bildenden Künste in Wien, der junge Franzose Herr Leroux, unternahm es, eine lebensgroße Büste Lenau's zu formen. Fast ein Viertel Jahrhundert nach dessen Tode geboren, konnte er nur den in meinem Besitze befindlichen Schädelabguß, ein Daguerreotyp und einige wenige Bilder benützen. Doch gelang es ihm, vom Rathe der Freunde des Dichters, die denselben genau gekannt und jahrelang mit ihm umgegangen waren, unterstützt, eine lebensvolle, frappant ähnliche Porträtbüste zu formen. Herr Leroux mußte bald darauf Wien verlassen, um seiner Militärpflicht in Frankreich nachzukommen. Die Büste hat der kunstliebende Industrielle Herr Friedrich Otto Schmidt acquirirt, in dessen Besitze sie sich noch befindet.

In Wien.

Unmittelbar nach dem Hinscheiden Anastasius Grün's regte ich in der »Neuen Freien Presse« für ihn und seinen unsterblichen Genossen Nikolaus Lenau ein gemeinsames Denkmal an. Der entsprechende Aufruf eines aus geistig vornehmsten Persönlichkeiten rasch gebildeten Comités, an dessen Spitze der warme Freund Grün's und Lenau's, der Präsident des Obersten Gerichtshofes Dr. Anton Ritter v. Schmerling, stand, gewann lebhafte Theilnahme. Der Aufruf begann, wie folgt:

»Im Leben, wie in der Literatur sind die österreichischen Dioskuren Nikolaus Lenau und Anastasius

Grün gleichen dichterischen, wie freiheitlichen Schrittes mit einander gewandelt. Die Trauer um den Einen, den wir jüngst verloren, ruft zugleich den Schmerz über den Verlust des vorlängst Geschiedenen in österreichischen, wie in allen deutschen Herzen wach. Hier in Wien soll ihnen ein gemeinsames, ihnen würdiges Denkmal errichtet werden« u. s. w.

Bereits sind die Vorarbeiten getroffen und, wenn erst die Platzfrage für zwei Kolossalbüsten entschieden sein wird, wird Wien um ein schönes Kunstdenkmal bereichert sein.

Briefe von Justinus Kerner.

Bald nach dem Erscheinen der ersten Auflage des vorliegenden Buches erhielt ich den nachfolgenden Brief von dem berühmten Dichter aus Weinsberg. Ich komme dem Wunsche desselben, den Brief zu veröffentlichen, wozu sich erst jetzt nach drei Decennien hier Gelegenheit findet, nach.

Weinsberg, den 1. Juni 1855.

Sehr Verehrter!

Ihre so verdienstvolle Schrift über Lenau konnte ich erst kürzlich erhalten und mir vorlesen lassen. Sie berührte mich oft mit Schmerz, oft mit Freude und ich bewunderte viele Ihrer genauen Schilderungen Lenau's, vorzüglich wie Sie so treffend die Art seines Vorlesens beschreiben. Bedauern mußte ich nur, daß manche Geschichte, die Sie in Ihren Blättern aufnahmen, Ihnen von Lenau selbst erzählt wurde, der, wie Sie gewiß auch wissen werden, oft Alles sehr bunt ausmalte, ja so übermalte, daß es etwas ganz Anderes wurde, als es ursprünglich war. Da es Ihnen gewiß nur um reine ungeschminkte Wahrheit zu thun

ist, so bin ich so frei, Sie auf Einiges derlei aufmerksam zu machen.

Es wird von dem ersten Besuch berichtet, den Lenau bei mir machte, von dem er erzählte, daß er mich im dritten Zimmer mit Frau und Kindern auf dem Boden ausgestreckt, wie Leichen liegend gefunden habe, und ich ihm erklärt hätte, daß wir hier liegen, um zu probiren, wie es sein möchte, dereinst so im Grabe zu liegen. Hätte dieses Schwab als bei einem Besuche von ihm bei mir geschehen erzählt, so wäre es wahr; denn es geschah dieses mehr als zwanzig Jahre vorher als ich Niembsch kennen lernte. Da traf mich Schwab, als ich noch jung war und nur ein kleines Kind hatte, mit solchem und meiner Frau so auf dem Boden liegend in einem Zimmer an und ich mochte ihm vielleicht auch die Erklärung unserer wunderlichen Lage mit jenen Worten gegeben haben; aber Lenau war es nicht, sondern, wie gesagt, Gustav Schwab, der es vielleicht Lenau zwanzig Jahre nachher erzählte, wo es dann Lenau's Phantasie später auf sich selbst übertrug. Das erste Zusammentreffen mit Lenau war auf meinem alten Thurme in meinem Garten, in welchem er mehrere Scenen seines »Faust« dichtete, namentlich die mit der Schmiedsfrau und dem blutenden Tischtuche durch den Gabelstich, wozu ihm eine Geschichte, die er den Tag zuvor mit meiner Frau hatte, Veranlassung gab, die ihn zankte, daß er während des Essens bei uns immer mit der Gabel in das Tischtuch zu stechen die üble Gewohnheit hatte.

Die Entstellung einer Geschichte, die sich mit einem Arzt und Kindern ereignet haben sollte, las ich mit wahrem Entsetzen; sie betrifft mich, ob sie mich gleich nicht mit Namen, aber sonst doch andeutend bezeichneten. Es ist durchaus unwahr, daß ich lesend

hinter einem Gebüsche gelegen und spielende Kinder dadurch in den fürchterlichsten Schrecken gebracht hätte, daß ich auf einmal mit Gesichtsverzerrungen und dem Rufe: »Ich bin der Teufel!« auf sie losgesprungen sei, wodurch eines derselben die Epilepsie erhalten und ich den Ort hätte schnell und heimlich verlassen müssen. Daß ich nicht hinter einem Busche lesend gelegen, daß ich nicht aus demselben auf spielende Kinder Fratzen machend, losgesprungen, daß keines durch mich die Epilepsie erhalten und ich nicht den Wohnort habe verlassen müssen, das kann ich Sie auf Ehre versichern und können Sie auch alle meine schwäbischen Freunde versichern, die diese Geschichte wohl kennen, die sich aber ganz anders verhielt. Wenn ich nicht irre, so erzählte einmal die Frau v. Sukow, Emma Niendorf, in einer ihrer Schriften diese Geschichte der Wahrheit gemäß. Es wird auch erzählt, Niembsch habe einmal durch simulirten Wahnsinn auf dem Postwagen eine Dame, die ihm hinderlich gewesen, von sich abhalten wollen, es geschah der Gattin eines Regimentsmusikers, die guter Hoffnung war, auf eine tolle und mich sehr betrübende Weise, weil er sich für einen Wahnsinnigen ausgeben ließ, der aus Dr. Kerner's Heilanstalt komme, was mir bei dem Gatten der Frau, der es glaubte, großen Verdruß machte; denn es ging so weit, daß er dieser Frau im Gasthofe, wo sie über Mittag blieben, während des Essens mit einem Messer drohte, wodurch die Frau ohne zu essen nicht mehr weiter reiste. Dieser Geschichte erwähnte Frau v. Sukow in ihrer Schrift über Lenau, aber auch nicht ganz der Wahrheit gemäß.

Sehr überraschend und sehr betrübend war mir die Stelle in Ihren Blättern, die also heißt: »Ich hörte von einem Briefe, in welchem ein von der

k. Regierung angestellter Arzt erklären soll: Er kenne nun den Dämon des Dichters, er habe ihn gesehen, den finstern haarigen Kerl mit einem langen Wickelschwanze.« Diesen, in der That von mir an Karl Mayer geschriebenen Brief, in Karl Mayer's Buch über Lenau, können Sie wörtlich lesen. Ich schrieb ihn im März 1832, wo Lenau sich lange Zeit bei mir befand und sich auf seine Reise nach Amerika vorbereitete, sich seiner Phantasie nach in den Urwäldern einen Himmel versprach und sich von mir, der ich wohl einsah, wie es enden würde, durch keine Vorstellungen zurückhalten ließ. Auch war das eine Zeit, wo er mit den größten Widersprüchen und Selbsttäuschungen kämpfte und ihm immer wie dämonische Spiegelbilder von der See her, vor der Seele standen die ihn auch später wirklich teuflisch betrogen, und die, wie die reich geglaubte Braut, Vieles zu seiner geistigen Zerrüttung beitrugen. Diesen Brief schrieb ich an Mayer unter einen Brief Lenau's an ihn, in welchem sich Lenau ganz von jenen amerikanischen Trugbildern erfüllt aussprach und sich von mir nicht mehr im Vaterlande zurückhalten ließ. Es war mir dieses sein Unternehmen auch um so trauriger, weil ich glaubte, er werde dadurch auf immer von Deutschland abgerissen und ich auch schon mehrmals gesehen hatte (obgleich ich an einen kommenden Wahnsinn bei Niembsch noch nicht glaubte), daß Männer von seiner Natur in Amerika geistig erkrankten und als wahnsinnig zurückgebracht werden. Es lag mir deshalb sehr am Herzen, ihn auch durch Hilfe anderer Freunde von seinem unseligen dämonischen Vorhaben zurückzuhalten. Es lautet jener Brief:

Bester Mayer!

Das ist Alles, so dichterisch es klingt, rein dämonisch. Ich sah kürzlich seinen Dämon, es ist ein haariger

Kerl mit einem langen Wickelschwanze. Der flüstert ihm von jenen Urwäldern so zu, der läßt ihm keine Ruhe! Um Gotteswillen, Mayer, komme hierher und rette mit mir den lieben Niembsch aus dem Wickelschwanze dieses amerikanischen Gespenstes!

Dein Kerner.

Nun werden Sie doch, Verehrtester! zugeben, daß der wahnsinnig sein müßte, der den ganzen Zusammenhang der Sache und diesen Brief hier liest, dennoch glauben könnte, ich hätte in solchem mit völligem Ernste behauptet, ich hätte wirklich mit den Augen oder mit der Herzgrube oder als Geisterseher einen Dämon gesehen, der ein haariger Kerl mit einem langen Wickelschwanze sei; und Mayer solle kommen, um den lieben Niembsch mit mir aus dem Wickelschwanze des amerikanischen Gespenstes zu erretten. Schon die letzten Zeilen erklären das Obige, daß ich unter Dämon mit dem Wickelschwanze nur Lenau's amerikanisches Hirngespinnst verstanden hatte. Liest man es aber in Ihren Blättern, so wie Sie es hinstellten und zwar noch mit der Bemerkung, daß Niembsch's Krankheit in Schwaben oft mißkannt worden und selbst ein von der k. Regierung angestellter Arzt seine Krankheit als ein Besessensein von einem haarigen Dämon mit einem Wickelschwanze gehalten habe, so muß man allerdings glauben, jener Arzt sei mehr als Niembsch mit Wahnsinn besessen gewesen und zwar durch Niembsch's Schuld, der dazumal bis zum Kopfzerspringen Tag und Nacht an mich von der Herrlichkeit in den Urwäldern Amerikas, der großen Jagdfreuden, die ihn da erwarten, der riesengroßen Leuchtkäfer und schwarzen Affen mit vielen Ellen langen Wickelschwänzen hinsprach. In Liebe bitte ich Sie herzlich, dieses Mißverständniß in irgend einer

Weise aufzuklären. Durch jenen Affen mit dem Wickelschwanze komme ich aber auf das zurück, wo Niembsch erzählt, ich hätte acht Tage vor seiner Ankunft in Stuttgart dahin geschrieben, es hätte ihn in den Urwäldern Amerikas ein großes Unglück getroffen, es habe sich dort eine Aeffin in ihn verliebt, die habe ihm vor Liebe die Nase abgebissen. Davon weiß nun ich aber keine Silbe und es ist dies wieder eine Niembsch'sche Dichtung auf meine Kosten, wofür ich ihm aber danken muß, da es in der That poetischer und humoristischer ist, als das, was ich wirklich dahin im Scherze, jedoch zum Schrecken seiner, für ihn superexaltirten Freunde schrieb und was Emma Niendorf in ihrem Buche über Lenau dem Publicum preisgab, jedoch auch in einer etwas phantasiereichen Leseart. Noch muß ich Ihnen erzählen, daß die ersten Worte, die Lenau zu mir sprach, als er direct vom Neckar her aus Amerika zu mir kam, die waren: »Alter! da bin ich halt wieder und Du hattest Recht; das sind nicht vereinte, sondern verschweinte amerikanische Staaten!« Ich höre noch immer vor meinen Ohren, wie er das zu mir in seiner, mir so lieben österreichischen Mundart sprach und ich kann Sie versichern, daß er solche auch immer wenigstens in Schwaben redete, sprach er aber in anderen Gegenden anders, das weiß ich nicht, es mag sein, denn er war ein Chamäleon, das immer seine Farben wechselte, aber mit jeder neuen Farbe einen aufs Neue anzog. Es war Manches in ihm, was ich bedauerte, weil ich ahnte, zu was es noch führen werde. Ich liebte ihn von Herzen, aber eine Affenliebe, wie einige andere seiner Freunde in Schwaben, die ihm durch diese Liebe mehr Schaden als Nutzen brachten, konnte ich nicht zu ihm haben. Es geht besonders in meinem jetzigen Verlassensein, Blindheit und Herzensschmerz, kein Tag vorüber,

an dem ich nicht seiner gedenke und ihn zu mir wünsche; in Wahrheit aber nicht seiner Phantasie, sondern seines klaren Verstandes wegen, mit dem er mir jetzt unendlich großen Trost reichen könnte. Diesen, seinen klaren Verstand hielt ich auch früher immer für das Bollwerk seiner Phantasie, das solche nicht könnte in Wahnsinn überspringen lassen. Es geschah und Gott weiß warum! Ich sende Ihnen hier einen Brief von Niembsch in Abschrift, der noch nicht gedruckt ist und den ich erst kürzlich vorfand. Geben Sie ihn gütigst an Schurz, vielleicht kann er denselben noch in seinem Werke über Niembsch den anderen Briefen beimischen, die er von mir von Niembsch hat.

Haben Sie die Liebe und kommen Sie auch einmal zu mir in das Häuschen, in dem ich mit Lenau so oft vergnügt und traurig war; dann will ich Ihnen noch Vieles von ihm erzählen, was Sie nicht wissen und was in keiner seiner Biographien steht.

Ich grüße Castelli, Dr. Jäger und Andere, die sich in Wien noch meiner erinnern; Sie aber von ganzem Herzen. In innigster Liebe und Verehrung

Ihr ergebenster

Justinus Kerner.

Der zweite und letzte, mit einer von fünf Sternen umgebenen Lyra gesiegelte Brief, den ich von dem edlen denkwürdigen Manne erhielt, lautet:

Weinsberg, den 18. Februar 1856.

Verehrtester!

Ich habe Ihren lieben Brief und Ihre schönen literarischen Geschenke mit großer Freude empfangen. Den Anfang Ihrer Satiren: »Hyppokrates und die moderne Medicin«, ließ ich mir schon vorlesen und er hat mir so geschmeckt, daß ich mich nach dem Genuß des Ganzen sehr sehne, aber da ich selbst kein Wort

mehr lesen kann, können mir Lesegenüsse nicht so schnell werden, wie Anderen. Sehen Sie, das ist auch einer der Jammer des Alters, freuen Sie sich, daß Sie noch ein junger kräftiger Mann sind und Ihnen noch eine lange Lebensbahn und merkwürdige Reise nach Jerusalem bevorsteht, aber der Mensch soll eben immer eine tiefe Trauer im Herzen behalten und so ist auch Ihnen eine tiefe Trauer durch die Krankheit Ihrer lieben Gattin geworden. Welches Scheiden und welches Wiedersehen! ich denke Ihrer dabei mit wärmster Theilnahme. Ach, mein Herz hat ja auch, und das im hohen Alter, einen Schlag erlitten, der wie ein Todtschlag ist. Das Anschauen auch für Sie so vieler merkwürdiger Stätten und namentlich des Heimatlandes ihrer Väter wird Ihr Herz stärken und Ihren Kummer mildern.

Was den Brief betrifft, so sah ich bald nach der Absendung desselben an Sie wohl ein, daß ich diese ganze Angelegenheit füglich hätte können auf sich beruhen lassen. So äußerte ich mich auch gegen den vortrefflichen Herrn Grafen von Auersperg, dessen nur zu kurzer Besuch im vorigen Herbste mich recht glücklich machte. Empfehlen Sie mich ihm sehr, sowie auch Herrn Dr. Jäger und Herrn Castelli.

Mit dem edlen Zwecke, den Ihre Reise hat, wird Gott sein und Sie auch deshalb schon auf ihr in seinen heiligen Schutz nehmen. Ein Auftrag in das Morgenland weiß ich Ihnen nicht zu geben, als daß Sie an gewissen heiligen Stätten auch meiner Leiden und meiner Sehnsucht gedenken mögen. Unser Aller Gott sei mit Ihnen!

Mit Liebe und Verehrung Ihr ergebenster

Justinus Kerner.







Druck von Friedrich Jasper in Wien.

